

in dem Auszuge meines größeren Reisewerkes (II. S. 96 n. 1) ange deutete untere Lauf des durch das Land der Kubanda und Bimberi, 40 Tagereisen im Süden von Wadai, nach Westen fließenden Stromes ist; denn in den Benue kann derselbe nach meiner bestimmten Ueberzeugung nicht fließen.

So hätten wir hier denn ein ganz neues gewaltiges Wassersystem, das noch vielen zukünftigen Reisenden ein überaus interessantes Feld der Forschung gewähren kann. Der weiße Nil ist bei Chartūm nach der genauen Messung des Capitain Peel 487 Yards breit, also, wenn der Rembo Okanda an seinem Vereinigungspunkte mit dem Bruderstrome nur eben so breit ist, so haben wir zwischen dieser Stelle und dem Punkte, wo der Faki Sambo mit dem Heere der Furaua den Fluß von Kubanda erreichte, eine geringere Entfernung als von Chartūm nach Gondókoro.

Dieser nordöstliche Arm muß wahrscheinlich schon viel eher als der südöstliche die große Gebirgskette durchbrechen, die nach Du Chaillu's Meinung sich durch den ganzen Gürtel des Aequators hindurchzieht. In dieses Gebirge nun östlich vom Rembo Apingi, da wo er ihn zuerst erreichte, meint Du Chaillu noch etwa 100 Meilen ostwärts vorgedrungen zu sein. Das wollen wir für's Erste auf sich beruhen lassen. Das Gebirge soll hier reich an Eisen sein. Interessant aber ist es, daß die Landschaft der Apingi nach seiner Angabe überaus reich an Oelpalmen ist, — schon eine ziemliche Entfernung von der Seeküste, wenn wir seine Entfernungsangaben auch tüchtig beschneiden. Ich will nur noch angeben, daß Du Chaillu südlich von jener Gebirgszone eine sehr feuchte Region verlegt und in diese müssen wir auch wohl den großen See ansetzen, von dem er als in großer Entfernung gelegen gehört hat.

Mit großen Entbehrungen erreichte der Reisende die Küste wieder und mit höchster Spannung müssen wir nun seinen Ausarbeitungen des gewonnenen Materials in Philadelphia entgegensehen.

---

### XIII.

## Die Bewohner Zanzibar's.

Von E. Quaas.

---

Die Bevölkerung Zanzibars besteht aus den verschiedensten nationalen Elementen; beinahe alle Theile des Innern und der Küste des östlichen Mittel-Afrika's, die umliegenden Inseln, Indien und Arabien haben ihr Contingent dazu geliefert. Sie Alle hat der blühende Handel

der Insel und das Streben nach Gewinn hierher gebracht. Die Gesamtzahl der Einwohner der ganzen Insel mit einiger Genauigkeit festzustellen, ist unmöglich, denn die Angaben darüber sind zu verschieden; sie schwanken zwischen 80,000 und 120,000; doch möchten wir weder dem einen noch dem andern Extrem Glauben beimessen. Selbst die nächste Umgebung wird, wenn sie mehr als zwei bis drei Meilen von der Stadt entfernt ist, von Europäern fast nie besucht, und es ist ihnen ganz unbekannt, wie stark sie bevölkert ist. Die Eingeborenen kümmern sich um solche Dinge natürlich gar nicht, und ihre Angaben gehen in Folge dessen so auseinander, daß sie keinen Glauben verdienen. Von der Regierung ist noch nie eine Volkszählung angeordnet worden, und sie selbst ist darüber ebenso im Dunkeln, wie jeder Andere. So antwortete der verstorbene Sultan Szeyd Szaid dem Capt. Guillain, der ihn um die Einwohnerzahl der Insel fragte: „wie sollte ich das wissen, da es mir doch unbekannt ist, wie viele Menschen in meinem Hause wohnen.“ Eher ist es möglich, die Bevölkerung, die in der Stadt lebt, wenigstens annähernd zu bestimmen; sie mag ungefähr 25,000 bis 30,000 Seelen betragen, in der einen Jahreszeit mehr, in der andern weniger; denn die Zahl der Menschen, die im Nordost-Monsoon mit den fremden Fahrzeugen ankommen, und nachher wieder weggehen, ist außerordentlich groß und mag sich auf mehrere Tausend belaufen.

Man kann die ganze Bevölkerung in zwei große Klassen, Freie und Sklaven, einteilen, und zwar ist die Anzahl der letzteren bei Weitem die überwiegende. Die meisten freien Leute wohnen in der Stadt selbst, nur sehr wenige nehmen ihren Aufenthalt ausschließlich auf ihren Landbesitzungen; was sich dort Jahr aus Jahr ein aufhält, sind in der Regel nur die zur Bearbeitung der Plantagen benutzten Sklaven. — Die freie Bevölkerung theilt sich in drei Hauptgruppen: die Araber von der Südküste Arabiens und vom Oman, die Indier (Banjanen und Hindi's) und die Eingeborenen, die Szuahelis, welche die überwiegende Mehrheit ausmachen und ein Mischvolk aus den Ureinwohnern und den vor Jahrhunderten hier eingewanderten Arabern sind. Seitdem in neuerer Zeit Zanzibar unter die Herrschaft des Sultans von Mascat gekommen war, bildete sich durch vielfache Kreuzungen der Szuahelis mit den neuerdings hier ansässig gewordenen Einwohnern des Oman eine andere neue Race; auch sie nennen sich Szuahelis im Gegensatz zu den früheren unterdrückten Bewohnern, die den Namen Mohedíms führen und noch bis heutigen Tages unter ihrem eigenen Oberhaupte stehen, obgleich dessen Würde jetzt zu einer rein imaginären herabgesunken ist und nur einige Geldvortheile mit sich bringt. Der hier ansässige Araber mit ganz reinem unverfälschten Blut giebt

es nur noch außerordentlich wenige; daher sehen sie stets mit einigem Stolz auf das aus ihrem Stamm entstandene Mischlingsvolk herab, von dem sie doch, was Sitten, Religion und Gebräuche anlangt, gar nicht zu unterscheiden sind.

Unter den Szuahelis findet man die größte Mannichfaltigkeit, sowohl in Bezug auf ihren Gesichtstypus als auch auf ihre Hautfarbe. Alles an ihnen verräth, daß sie nicht einen reinen Stamm bilden, sondern aus der Mischung scharf getrennter nationaler Elemente entstanden sind. In ihrem Teint zeigen sie die verschiedensten Nüancirungen von dem Olivenbraun ihrer arabischen Stammväter bis zu der dunklen Färbung, welche die Beimischung des afrikanischen Blutes verräth. Dasselbe gilt von ihrem Typus, der sich in verschiedenen Individuen den Extremen beider in ihm zur Geltung kommenden Racen mehr oder weniger nähert, oder sich auf einer Mittelstufe zwischen beiden hält. Sehr häufig findet man unter ihnen wirklich schöne Physiognomien, feine regelmässige Züge mit dem Gepräge einer beinahe weiblichen Anmuth. Ihre Gestalt ist in der Regel schlank, eher groß als klein, der Körper untadelhaft und selbst in höherem Alter nicht zu übermäßiger Fülle geneigt, die Glieder, besonders Hände und Füße, wohlproportionirt. Die ganze Erscheinung macht einen angenehmen Eindruck.

Ihre Kleidung ist die der Araber. Oberhalb der Hüften ein gewöhnlich weißes Tuch (*schuka*) mit einer breitstreifigen rothen oder bunten Kante, das bis über die Knie reicht und so alle Theile des Körpers bedeckt, die nach dem Gesetz des Korans verhüllt sein müssen. Ueber dieses Tuch wird, je nach dem Stande des Betreffenden, ein mehr oder weniger feines weißes Hemd (*kansu*) gezogen. Ohne Kragen eng anschliessend fällt es beinahe ohne Falten bis auf die Mitte des Unterschenkels herab. Die Aermel daran sind von mittlerer Weite, und reichen entweder bis zum Handgelenk, oder bedecken auch nur einen Theil des Oberarmes. Bei Leuten geringeren Standes fehlen sie manchmal gänzlich, wahrscheinlich weil sie das Kleidungsstück unnöthiger Weise vertheuern. Das Hemd, das vorn bis in die Gegend des Nabels offen ist, wird mit kleinen Knöpfen vorn auf der Brust zugemacht und ist mit einer Stickerei von rothem Garn verziert, die in verschiedenen Mustern am Saume des Halses, der Aermel und auf beiden Seiten des Schlitzes hinläuft. Sehr oft wird statt des weißen ein gelbbraunes Hemd getragen, namentlich von ärmeren Leuten, oder während des Aufenthalts auf den Plantagen, wo der Staub des rothen Bodens auf weißen Kleidungsstücken zu bemerkbar sein würde. Wer es nur irgend erschwingen kann, schafft sich einen Tuchrock (*hissimbáo*) an, eine Art faltenlosen Talars, ohne Kragen, der bis auf die Knöchel hinabreicht. Bei kaltem Wetter wird derselbe vorn zugeknöpft, und ist

gewöhnlich wie das Hemd mit mehr oder weniger reichen Stickereien in Gold (*almária*) verziert. Schwarz ist die gebräuchlichste Farbe, doch sieht man bei reichen Leuten auch blaue und carmoisinrothe häufig genug. Da ein solcher Rock aber immer kostspielig ist, wird er bei Vielen durch eine lange Weste (*kissimbáo mdógo*, kleiner Rock) mit oder ohne Aermel ersetzt. Die beliebtesten Stoffe dazu sind rothes und blaues Tuch, oder bunte gestreifte Seiden- und selbst Baumwollenzeuge; dicht an einander gereimte runde Knöpfchen dienen dazu, sie vorn zuzumachen. Bei diesem Kleidungsstück wird besonders viel auf die Ausschmückung mit Stickerei in Gold und Silber verwendet. Kleine halbmondförmige Täschchen auf beiden Seiten dienen, wie unsere Uhrtaschen, zur Aufbewahrung einer etwa vorhandenen Uhr und des Geldes. Außerdem tragen die vornehmen Leute, besonders die ächten Araber, das bei uns unter dem Namen Kaftan bekannte Kleidungsstück, von einem feinen, dem Flaggentuche ähnlichen Wollenzeuge; es ist ein weiter Mantel mit fliegenden Aermeln, bei Regenwetter ein vorzügliches Schutzmittel, da er wasserdicht ist. Als Kopfbedeckung dient ein kleines, weißes oder rothes Käppchen (*kofia*), das weiße aus einem besonderen piquéartigen Baumwollenzeuge angefertigt und in den verschiedensten Mustern durchstept, das rothe aus Tuch oder Fries. Um dieses Mützchen wird der Turban (*kilémba*) gewickelt. Man bedient sich dazu eines langen, meist blau und weiß carrirten Tuches mit verschiedenfarbiger Borte und Franzen an den beiden schmalen Seiten. Das Tuch ist gewöhnlich so lang, daß es drei bis vier Mal um den Kopf geht. Man nimmt es der Breite nach zusammen, legt den einen Zipfel in die Gegend des Hinterkopfes, so daß er bis auf die Schultern herunterhängt, wickelt darauf das Tuch, ein Jeder nach seinem Geschmack und wie es ihn am besten kleidet, mehrere Male neben und über einander um den Kopf, und steckt den andern Zipfel so weg, daß die Franzen auf der Seite zum Vorschein kommen. Ein gut gelegter Turban ist für den Szuabeli ein Gegenstand der Eitelkeit, und es erfordert in der That Kunst und Uebung, ihn schnell in richtige und schöne Falten zu legen. Die Mitglieder des königlichen Hauses haben eine, nur ausschließlichs von ihnen angewendete Art, den Turban zu wickeln, indem sie ihn in der Mitte der Stirn eine kleine in die Höhe ragende Spitze bilden lassen, so daß man daran augenblicklich einen Prinzen von Geblüt erkennen kann. Sandalen von Leder (*viatu*) sind die gewöhnliche Fufsbekleidung, die Sohlen haben eine Dicke von 5 bis 6 Linien, sind aus mehreren Stücken über einander gelegten Leders mit dickem Baumwollengarn zusammengenäht und nach der Form des Fufses, die eine für den rechten, die andere für den linken Fuß, zugeschnitten. Ueber den mittleren Theil geht ein 2 Zoll breites Leder,

zierlich mit grünen, weissen und rothen schmalen Lederstreifen ausgestickt und nach vorn durch einen geschmeidigen Riemen mit der Sohle verbunden, der beim Tragen der Sandalen zwischen dem grossen und dem zweiten Zeh zu liegen kommt und den Schuh am Fusse festhält. Ausserdem benutzen geringere Leute bei schlechtem Wetter, sowie die Frauen im Hause eine Art Holzpantoffeln von sehr seltsamer Form. Sie sind ausserordentlich plump gearbeitet und unbequem. Ein vorn und hinten in eine Spitze auslaufendes, in der Mitte ein wenig ausgeschnittenes Stück Holz von der Grösse der Fusssohle und wohl  $2\frac{1}{2}$  Zoll hoch, ist an der Stelle zwischen dem grossen und dem zweiten Zeh mit einem senkrechten kleinen Pflöcke versehen, und damit der Klotz nicht allzuschwer sei, höhlt man ihn auf der unteren Seite bis auf zwei hufeisenförmige Erhöhungen aus. Wie unbequem das Gehen in solchen Sandalen sein muss, kann man sich denken; der Gang wird durch sie sehr schwerfällig, da der hintere Theil der Sohle bei jedem Schritte herunterklappt und auf dem Boden nachgeschleppt werden muss. Wer Eile hat, nimmt seine Schuhe lieber in die Hand und geht barfuss. Ein in den verschiedensten Formen und Drapirungen über die Schultern geworfenes Tuch oder ein reicher, vielleicht mit Gold durchwirkter seidener Shawl (*hasám*) dient dem Szuabeli-Dandy dazu, auf der Promenade zu kokettiren, und ein eben solcher Shawl mit seidener Borte und Franzen, einige Male oberhalb der Hüften um den Leib gewunden, vollendet seine Staatstoilette. Nur selten sieht man ihn ohne eine Waffe ausgehen. Der krumme arabische Dolch (*jimbía*), an einem Gürtel um den Leib befestigt oder in den um die Hüften gehenden Shawl gesteckt, ist die gebräuchlichste Armatur, die man beinahe bei Leuten jedes Standes antrifft. Die Klinge ist wohl 9 Zoll lang, in der Nähe des Griffes 2 Zoll breit, nach vorn spitz zulaufend, zweischneidig und in der Mitte stark gebogen, doch taugt sie selten etwas. Die Scheide, der Griff und der Gürtel von golddurchwirktem schwerem Seidenbande sind die Hauptsachen; man findet sie an den Dolchen der Vornehmen reich mit Gold- und Silberarbeit verziert, die den Werth der Waffe bis auf 200 und 300 Dollars erhöht. Auch wird häufig ein krummes Schwert (*hitára*) oder das lange zweischneidige, aus Arabien stammende (*pángá*), entweder in der Hand oder an einer dicken seidenen Schnur von der linken Schulter herunterhängend getragen, oder in Ermangelung desselben ein kleines Stöckchen (*bakóra*) von dem weissen oder braunen Holze eines Strauches, der hier auf manchen Stellen der Insel wächst. Sollen diese Stöcke gut sein und einigen Werth haben, so müssen sie so biegsam sein, dass man sie zu einem vollkommenen Kreise zusammenbiegen kann; solche Stöcke bezahlt man mit 8 bis 10 Dollars. Unstreitig die billigste Waffe, da man sie schon

für  $\frac{1}{4}$  Dollar kaufen kann, sind die Lanzen (*kuki*), die man deshalb auch sehr häufig sieht. Die 9 bis 12 Zoll lange eiserne Spitze hat die verschiedensten Formen, ist bald vier- bald achtkantig, bald ist sie lancett-, bald pfeilförmig, und sitzt auf einem 2 bis 3 Fufs langen Stocke, der aus schönem dunkelbraunen biegsamen Holze gefertigt ist und an seinem unteren Ende noch eine lange eiserne Spitze trägt, um sich, wenn die Lanze als Spazierstock benutzt wird, nicht so leicht abzunutzen. Ausserdem wird von den Leuten geringeren Standes, hauptsächlich aber von den Slaven, jedes alte Messer, mag es auch von dem schlechtesten Material angefertigt sein, sehr hoch geschätzt und anstatt des theuren Dolches in einer kleinen Scheide im Gürtel getragen.

Wenig verschieden der Form nach von dem Anzuge der Männer ist der der Frauen. Er besteht aus einem, vom Halse bis einige Zoll oberhalb der Knöchel reichenden faltenlosen Hemde (*kansu*) mit langen, oben weiten, unten eng zulaufenden Aermeln von gestreifter, oft sehr kostbarer Seide, bei ärmeren Leuten von buntem Baumwollenzeuge. Enge Höschen (*suruali*) von demselben Stoffe verbergen auch den untersten Theil des Beines bis auf die Füfse, an denen entweder die auch bei Männern gebräuchlichen Sandalen oder kleine niedrige Schuhe getragen werden. Ueber den Kopf wird beim Ausgehen ein grosfes Tuch von dunkler Farbe (*kitambi*) genommen und mit ihm überdies der ganze Oberkörper eingehüllt. Das Gesicht wird durch die neidische Maske (*berkóa*), die Frauenzimmern von gutem Stande auf der Strafse nie fehlt, den Blicken entzogen. Von zwei,  $1\frac{1}{2}$  Zoll breiten Bändern schwarzen Seidenzeuges, die in den meisten Fällen mit Stickereien in Gold oder Roth verziert sind, verhüllt eins die Stirn bis zu den Augen herunter, das andere den mittleren Theil des Gesichts bis zum Munde. Beide Bänder sind durch verschiedene senkrechte Zwischenstücke mit einander verbunden. Das Ganze hat eher Aehnlichkeit mit einem Visir, als mit der bei uns gebräuchlichen Maske. Wie lästig es für die armen Weiber sein mufs, bei der hier gewöhnlich herrschenden Hitze das Gesicht so ver mummt zu haben, ist leicht zu denken, indess ver süfst und besiegt auch hier die Convenienz und der Wunsch, mehr zu gelten als man ist, die offenbare Unannehmlichkeit dieser Sitte, und man sieht deshalb sogar oftmals Frauen, die es gar nicht nöthig haben, mit einer Maske vor dem Gesicht herumlaufen. — Von Schmuck sachen sind die hiesigen Frauen sehr grosfe Freundinnen und treiben mit dicken goldenen und silbernen Arm- und Fufringen (*benadjiri*, *mtáli*), schweren Halsketten (*ukúfu*) und Ohrgehängen von demselben Metall (*majássi*) einen bedeutenden Luxus. Meistens sind sie aber dabei weniger selbstsüchtig wie unsere Damen, da sie bei ihrem verhältnifs-

mäßig geringen Verkehr mit anderen Personen ihres Gleichen ihre Schätze nicht gerade häufig für sich selbst benutzen, sondern ihre Lieblingsclavinnen damit schmücken und beim Ausgehen und bei festlichen Gelegenheiten bewundern lassen. Das schwarze glänzende Haar wird à la Titus frisirt getragen und im Hause ein buntes seidenes Tuch mit lang herabhängenden Franzen um den Kopf gewickelt; an allen anderen Stellen des Körpers ist es Sitte, wie bei den Männern, die selbst den Kopf glatt rasirt haben, jedes Haar sorgfältig zu entfernen, denn so befiehlt es der Koran. — Die eben beschriebene Tracht ist die der Vornehmeren beiderlei Geschlechts, die geringere Klasse kleidet sich wie die Sklavenbevölkerung, wovon später die Rede sein wird.

Wenn der Satz wahr ist, daß man den Bildungsgrad einer Nation darnach beurtheilen kann, wie bei ihr die Frauen behandelt werden, so kann den Szuaheli's nur eine sehr niedrige Stelle auf der Stufenleiter der sittlichen Ausbildung angewiesen werden. Die Frau wird hier von Jugend auf argwöhnisch betrachtet, von dem Umgange mit Männern streng abgesondert und sowohl vor als nach ihrer Verheirathung unter strengem Verschluss gehalten; nur die Frauen der ärmeren Klassen sieht man bei Tage allein auf den Strafsen gehen, die vornehmeren dürfen nur des Abends ausgehen, um Besuche bei ihren Freundinnen zu machen, und sind dann stets von einer Menge Clavinnen begleitet. Dem schweigend durch die Strafsen dahinwandelnden Zuge gehen einige männliche Sklaven mit Laternen voraus, die jede Annäherung anderer Männer verbüten sollen; freilich geht es nicht so streng zu, wie es eigentlich die Sitte erfordert, und man darf es schon wagen, wenn gerade kein anderer Araber in der Nähe ist, eine Strecke weit mit ihnen zu gehen und ein kleines Gespräch anzuknüpfen; am wenigsten spröde sind die alten Weiber; denn obgleich sie den Fremden erst ermahnen, sie in Ruhe zu lassen, so stehen sie doch bald Rede und sind manchmal sogar so offenherzig, daß sie ihre Maske lüften, ihr Gesicht zeigen und dabei sagen: *mimi msé* (ich bin alt). Die jungen Mädchen sind bedeutend schüchterner, aus ihnen ist selten eine andere Antwort als Kichern und Lachen herauszubekommen, und hieran erkennt man trotz der leidigen Masken leicht, ob man die Jugend oder das Alter vor sich hat.

Wie der Mann (*m'to*), so hält es auch die Frau (*manámke*) des Szuaheli für eine Schande, zu arbeiten, höchstens beschäftigen sie sich mit kleinen Stickereien. In ihren Gemächern eingeschlossen bringen sie meistens den ganzen Tag in der Gesellschaft ihrer Clavinnen (*djakási ja bibi*, Clavinnen der Herrin) mit Nichtsthun hin. Für die Ausbildung ihres Geistes ist durchaus Nichts gethan; Musik und Lectüre kennen sie nicht; und doch verlangt ihr lebhaftes Temperament nach einer

Beschäftigung. Liebe zum Putz und Gefallsucht bilden sich auf diese Weise aus; und dennoch wenden sie auf ihren Körper nicht die nöthige Sorgfalt, denn sie sind meist unreinlich. Ihre Unterhaltung dreht sich nur um die Tagesneuigkeiten, oder sie besteht aus schlüpfrigen Gesprächen mit den Slavinnen. Die hierdurch krankhaft aufgeregte und einer würdigen Beschäftigung entbehrende Phantasie und das heisse südliche Blut führen dann auch häufiger, als man es bei dem Absperrungssystem denken sollte, zur Untreue und in Folge derselben zu tragischen Conflicten. In der tödtlichen Einsamkeit hat der Geist Muße genug, zur Täuschung des Gatten die schlauesten Ränke zu ersinnen, und nicht bloß ein Einverständniß mit den Slavinnen, sondern selbst manche Vorschriften des mahomedanischen Gesetzes erleichtern die Ausführung des ersonnenen Planes. So darf z. B. der Mann nicht das Gemach seiner Frau betreten, wenn andere Frauenschube vor der Thür stehen; und die Maske und das große Kopftuch können auch ein Männergesicht hinreichend verbergen und so den Zutritt in verbotene Räume erleichtern.

Dem Manne wird hinsichtlich des Umgangs mit dem andern Geschlecht gesetzlich eine eben so große Freiheit gestattet, als die Frau darin beschränkt ist. Vier rechtmäßige Gemahlinnen sind dem Szuaheli erlaubt, aber die Männer begnügen sich meistens mit einer, da sie wohl wissen, mit welchen Inconvenienzen diese Art des morgenländischen Luxus verbunden ist, welches Aergerniß, welche Zwietracht in einem Hause entstehen, wo mehrere Weiber eifersüchtig die Gunst des Gatten sich zuzuwenden suchen. Das andere Gesetz dagegen, welches so viele Concubinen erlaubt, als der Mann ernähren kann, wird von Allen bereitwilliger in Anwendung gebracht. Bei einer Selavin, denn das sind die Concubinen, die man sich hier kauft und *szuria* nennt, ist natürlich von keiner Pflicht die Rede. Sobald der Jüngling in das Alter der Mannbarkeit tritt und seine Geldmittel dazu ausreichen, ist es sein erstes Bestreben, sich eine hübsche Selavin anzuschaffen, die er, sobald er ihrer überdrüssig ist, wieder verkaufen kann. Die Szuria wird von ihrem Herrn wie eine rechtmäßige Frau gehalten, sie hat nicht nöthig zu arbeiten, bekommt schöne Kleider und Geschmeide, andere Slavinnen zur Bedienung, und genießt also Alles, was sich ein Morgenländer unter Wohlleben denkt. Dafür wird sie aber auch von ihren Genossinnen mit eifersüchtigem Auge bewacht, jeder ihrer Schritte wird belauert, sie darf nicht ohne weibliche Begleitung und ohne Maske ausgehen, und wenn sie sich in der Treue gegen ihren zeitweiligen Herrn und Gatten vergehen sollte, so kann sie gewiß sein, von ihnen sofort verrathen zu werden. Nicht bloß der Verlust der Liebe des Herrn, sondern Schläge, Verkauf, oder noch Härteres sind

die Strafen für begangene Untreue. Der fremde Liebhaber aber wird, wenn er ein Slave ist, in der Regel halb todt geprügelt. — Wenn eine Szuria ihrem Herrn ein Kind gebiert, so erhält sie gewöhnlich die Freiheit; das Kind wird wie ein rechtmäßiges erzogen und ist in Ermangelung anderer legitimen Sprößlinge beim Tode des Vaters Erbe des grössten Theiles des vorhandenen Vermögens. Dafs bei solchen Verhältnissen kein Familienleben, keine Häuslichkeit existiren kann, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung; denn die Frau bringt dem Manne ja nur den Leib mit in die Ehe. Die Erziehung der Kinder ist den Frauen anvertraut, und zwar bleiben sie bis zum sechsten oder siebenten Jahre, d. h. bis sie anfangen, die Schulen zu besuchen, deren es hier in Zanzibar mehrere giebt, ganz in den Händen der Slavinnen. Grofse Liebe zu den Eltern, besonders zur Mutter, und Ehrfurcht vor dem Vater gehören zu den besten Eigenschaften der hiesigen Bevölkerung. So schwört z. B. der Szuaheli, wenn er etwas ganz gewifs versichern will: „*kana mámma jángo*“ (bei meiner Mutter!), sowie es die höchste Bethuerung des Arabers ist, etwas durch den Ausruf: „*kana mdévu jángo*“ (bei meinem Barte) zu bewahrheiten.

Die Geburt der Kinder wird nicht wie bei uns gefeiert; der Vater giebt seinem Sprößlinge kurze Zeit nach der Geburt desselben ohne alle Ceremonie einen Namen, der dem des Vaters mit einem dazwischen geschobenen *ben* bei Söhnen, *bénte* bei Töchtern vorgesetzt wird. Bei der im siebenten oder achten Jahre bei den Knaben vorgenommenen Beschneidung dagegen finden grofse Festlichkeiten statt, die selbst bei den Leuten der mittleren Klassen oft mehrere Tage dauern, und bei denen Gastmähler die Hauptsache sind, zu welchen alle Verwandte und Freunde eingeladen werden.

Wie schon vorher bemerkt, thut der Szuaheli, wenn er nur irgend zu leben hat, Nichts, sondern betrachtet die Arbeit, zu der nach seiner Meinung nur die Slaven geschaffen sind, als eine Schande. Noch heute schwebt mir das verwunderte Gesicht vieler unserer dortigen Bekannten lebhaft vor Augen, die, wenn sie uns selbst irgend eine Arbeit verrichten sahen, den Kopf schüttelten und sagten: „*wafánja kási szabábo? huna watúma mingi?*“ (warum arbeitest du, hast du nicht viele Slaven?). Dafs man selbst Lust und Vergnügen an der Thätigkeit finden kann, ist diesen Leuten undenkbar. Für viel ehrenvoller hält es der Szuaheli, im Fall er nicht selbst genügende Existenzmittel hat, anstatt zu arbeiten bei anderen reicheren Personen, entweder aus seiner Verwandtschaft, oder auch bei ganz Fremden herumzuschmarotzen. Daher kommt es, dafs jeder Vornehme einen Anhang von sogenannten Nachläufern (*mfuási*) hat, die von ihm ernährt sein wollen. Diese Sitte ist so tief in dem Alltagsleben des Volkes festgewurzelt,

dafs Niemand Anstofs daran nimmt und dafs die reicheren Leute sogar stolz darauf sind, wenn sie ausgehen, so viel Mfuasi's als möglich hinter sich zu haben. Voran geht der Herr, dessen Rang und Reichthum man nach seinem langsamen, „gravitatischen“ Einerschreiten schätzen kann, d. h. je langsamer Jemand einhergeht, desto mehr Zeit, also auch Geld mufs er zu verschwenden haben. Ihm folgt einzeln oder paarweise der Schwarm der Nachläufer, ebenfalls nach den verschiedenen Rangklassen geordnet, einige Slaven schliessen den Zug. Werden Freunde besucht, so bleiben diese Menschen, welche die Großmuth und Eitelkeit des Herrn kleidet und ernährt, größestentheils unten in der Vorhalle bei anderen ihres Gleichen. Wie entwürdigend eine solche Sitte auf den Charakter wirkt, liegt auf der Hand; sie erzeugt kriechende heuchlerische Nichtswürdigkeit bei den Aermern und bestärkt die Reichen in ihrem Stolze, ihrer Selbstüberhebung, ihrer Eitelkeit. Sie schafft einen Schwarm von Parasiten, der sich um einige prahlerische, hoffährtige Tyrannen drängt.

Außerdem haben die reichen Leute gewöhnlich noch einen Hausfreund (*mhibu*, *sahibu*), doch nicht in dem Sinne, den wir damit zu verbinden pflegen, sondern einen *chargé d'affaires*, der ihnen die Last des Hausregiments, besonders die Oberaufsicht über die Slaven, abnimmt, für Ordnung im Haushalt sorgt, Gänge für den Herrn thut, Briefe für ihn schreibt, mit einem Worte sein Factotum für den Verkehr mit der äußeren Welt ist und von den Slaven im Gegensatze zu dem eigentlichen Herrn, dem *buána mkúba* oder dem großen Herrn, *buána mdógo*, der kleine Herr, genannt wird.

Die vornehmen Szuahelis sind meistens alle Landbesitzer und leben theilweise von dem Verkauf der Erzeugnisse ihrer Plantagen (*schámbe*), die beinahe alle nur mit Nelkenbäumen bepflanzt sind. Wenn im October und November die Nelkenernte beginnt, so gehen die Eigenthümer aufs Land, sowohl um die Arbeit, deren Ertrag den größesten Theil ihres Einkommens ausmacht, besser beaufsichtigen zu können, als auch um während des Nordost-Monsoons die in der Stadt herrschende unerträgliche Gluth und Hitze mit dem angenehmen schattigen Aufenthalte in den von der schönsten Vegetation umgebenen Hütten zu vertauschen. Dann kommen sie nur alle 8 bis 14 Tage nach der Stadt. Frauen, Kinder, Szuria's und Slaven, bis auf einige, welche die Aufsicht über das in der Stadt gelegene Haus führen müssen, werden mit hinausgenommen, und zwar findet die Uebersiedelung des weiblichen Theiles der Familie meistens in der Nacht statt. Auch bei der Rückkehr wissen die Frauen es immer so einzurichten, dafs sie mit der Dunkelheit hier eintreffen; ist es bei ihrer Ankunft noch zu hell, so warten sie lieber draussen vor der Stadt bis zum Einbruch der Dämme-

zung. Sowohl Männer als Frauen bedienen sich zu solchen Touren stets der Esel, weil diese zum Reiten bequemer sind als Pferde, und weil ihre Unterhaltung weniger kostet. Sobald die Ernte vorüber ist und im März nach drei langen glühend heißen Monaten ein trüber grauer Schleier den bisher tiefblauen Himmel überzieht, und einzelne Regenschauer, von heftigen Windstößen aus Süden begleitet, die lechzende Erde erquickt haben, nachdem schon Tage lang vorher der Horizont im Westen und Südwesten von einer hohen schwarzen, unheimlich aussehenden Bank bedeckt worden ist, mit einem Worte, sobald der Südwest-Monsoon und mit ihm die Regenzeit einsetzt, kommt wieder Leben in so viele Häuser der Stadt, die Monate hindurch ausgestorben zu sein schienen. Die Hausherrn kehren mit ihrer ganzen Familie und mit dem ganzen Trofs von Sklaven von ihrem Sommer-sitze nach der Stadt zurück; denn die Häuser sind hier doch fester gebaut und trotzen dem Regen, der nun in schweren Tropfen viele Tage und Nächte lang unaufhörlich herabströmt, besser als die leichten Hütten auf den Plantagen. Sowie Alles sich freut, wenn im October die Zeit *cunénda schamba* (auf die Plantagen zu gehen) heranrückt, eben so vergnügt ist jetzt Jeder, besonders die Sklaven und Sklavinnen, wieder in der Stadt zu sein; denn hier giebt es weniger Arbeit und der regere Verkehr bringt mehr Abwechslung in das einförmige Leben. —

Das Innere der Gemächer (*dschumba*), welche zum Aufenthalt des Hausherrn dienen, der außer der Unterhaltung mit seinen Frauen, seinen religiösen Uebungen, welche bei einem strengen Gläubigen eine ziemliche Zeit in Anspruch nehmen, und Besuchen bei seinen Freunden in der Regel Nichts zu thun hat, ist keineswegs besonders anziehend und zeigt meistens ein sonderbares Gemisch von europäischem und orientalischem Geschmack. Einige Stühle (*vite*), ein Tisch (*mésa*) von dunklem Holz, von Bombay hierhergebracht und ziemlich plump gearbeitet, ein oder mehrere Spiegel (*kio*) an den sonst nackten weißen Wänden, einige Vasen von grobem Fayence, eine amerikanische Uhr (*szá*) oder sonstige kleine Zierrathen in den zahlreichen, mit verschiedenen Fächern versehenen Wandnischen vertreten das europäische Mobiliar. Der Fußboden ist mit Strohmatten, den gewöhnlichen einfachen (*majámbe*) und hie und da mit kleineren buntfarbigen (*makéka*), belegt, die von den nördlich gelegenen Inseln und Küstenstrichen kommen und je nach ihrer Feinheit oft sehr theuer bezahlt werden. Rings an den Wänden sind schmale bunte persische Teppiche (*usúka*), aus Mascat hierher zum Verkauf gebracht, ausgebreitet. Auf ihnen sitzt oder liegt der Herr, im Gespräch mit seinem Hausfreunde oder Anderen, betelkauend (*tafúna tambú*), und stützt sich auf die zahlreichen, um ihn herumliegenden Kissen. Seine Waffen bis auf den Dolch, seinen

steten Begleiter, hat er abgelegt, ebenso den Tuchrock, den Turban und die Sandalen; ein weißes oder rothes Mützchen bedeckt seinen sorgfältig geschorenen Schädel, ein einfaches weißes Hemd seinen Körper. Gehört der Mann zu den streng Gläubigen, so hat er auch wohl seinen Rosenkranz (*dasbíhi*), von großen dunklen Rosenholzperlen (*smái*) gefertigt, neben sich oder läßt die Perlen, eine nach der andern, durch die Finger gleiten. In den Ecken des Zimmers bemerkt man die verschiedensten Gegenstände; da liegen Sättel, Pferdegeschirre, Waffen, Geräthschaften aller Art, wenn der Hausherr weiter kein Geschäft treibt, und Waarenballen und eine Menge Handelsartikel in buntem Gemisch durcheinander, wenn er vielleicht Kaufmann ist; denn Ordnungsliebe und Reinlichkeit gehört bei der hiesigen Bevölkerung keineswegs zu den hervorstechenden Eigenschaften.

Bei den Vornehmen ist es Sitte, des Vormittags zwischen 10 und 12 Uhr bei der öffentlichen Audienz (*berása*), die der Sultan um diese Zeit giebt, zu erscheinen, dem Herrscher ihren *szalám* (Aufwartung, Gruß) zu machen, oder, wie man hier am häufigsten sagt, zur Berasa zu gehen (*nenda berasámi*)<sup>1)</sup>. Dorthin begiebt sich ein Jeder im größesten Staate, mit Schwert und Dolch bewaffnet und von so vielen Nachläufern begleitet, als ihm nur zu Gebote stehen. Die letzteren bleiben auf dem großen freien Platze vor dem Palaste, der von bunt gekleideten Menschen wogt und wohl selten eine größere Menschenmenge sieht als zu diesen Stunden.

Besuche bei Freunden werden hauptsächlich in den beiden letzten Stunden vor Sonnenuntergang und des Abends nach dem letzten Gebet in der Moschee gegen 7½ bis 8 Uhr gemacht. Von 4 bis 6 Uhr Nachmittags sieht man häufig, besonders in den von den Reichen bewohnten Quartieren, große Männerversammlungen auf den Berasa's vor den Häusern, auf denen die Anwesenden theils nach orientalischer Manier mit untergeschlagenen Beinen, theils auf europäische Weise sitzen. Der Hausherr ist, wenn er zu den Vornehmeren gehört, natürlich zu stolz, um zu anderen, als zu seines Gleichen zu gehen, dagegen giebt es Leute genug, die es für eine große Ehre schätzen, zu seiner Bekanntschaft zu gehören, ihm täglich ihre Aufwartung machen und seine Berasa in den angegebenen Stunden von Besuchern nicht leer werden lassen. Bunte Strohmatten oder Teppiche liegen auf den Bänken ausgebreitet, und wenn der Wirth, dem der Besuch gilt, besonders

<sup>1)</sup> *Berása* bedeutet eigentlich die steinerne Bank, die an der äußeren Hausmauer angebracht ist, manchmal die ganze Hausfront einnimmt, manchmal auch von geringerer Länge ist; ferner bedeutet es die Verandah, die Vorhalle zunächst der Hausthür und das offene Zimmer, in dem der Sultan alltäglich seine Audienzen zu ertheilen pflegt.

höflich sein will, so läßt er seinen Gästen Kaffee (*kahawa*) bereiten, den man hier leidenschaftlich, aber stets ohne Sahne und Zucker trinkt. Ein Slave erscheint, in der einen Hand ein zierlich gearbeitetes bauchiges zinnernes Gefäß mit langem gebogenen Ausgufs, welches den beliebten Trank enthält, in der andern eine Menge in einander gesetzter,  $1\frac{1}{2}$  Zoll hoher und beinahe eben so weiter Glas- oder Porcellanschälchen (*vikombe vidogo*), von denen zwei für Jeden der Anwesenden bestimmt sind, da das eine zur Aufnahme des Kaffee's, das andere als Untertasse dient. Den Gästen wird so viel als Jeder wünscht eingeschenkt, und nicht gering ist die Zahl der Täßchen, die von Jedem getrunken werden. Während dieser kleinen Recreation wird wenig oder gar nicht gesprochen, man schwelgt nur in dem Genusse des duftenden schwarzen Moccatranks. Erst nachher öffnen sich die Schleusen der Beredsamkeit; es werden die verschiedenartigsten Gespräche über Tagesneuigkeiten, Regierungssachen und Familienverhältnisse geführt. Mit Sonnenuntergang, sobald vom Flaggstocke des Sultans her der allabendliche Schufs fällt, und der *muassini* (Muazin) mit lauter Stimme das Gebet absingt, welches die Gläubigen zur Moschee ruft, trennen sich die Versammelten, um die religiöse Arbeit zu verrichten, oder doch Andere glauben zu machen, daß sie es wirklich thun. Vielleicht kommen sie später noch einmal zusammen. So sind die Männer ganz allein auf den Umgang mit Männern angewiesen, denn auch bei festlichen Gelegenheiten gehen beide Geschlechter stets getrennt ihren Vergnügungen nach.

Der Szuaheli ist außerordentlich ceremoniös, und hält sehr streng auf Etiquette. Gehen mehrere Bekannte zusammen, so wird dem Reichsten, also Angesehensten stets der Vortritt gelassen, und wenn er auch nur einen halben Schritt vor dem ihm im Range nächststehenden herwandeln sollte; äußerst selten sieht man mehrere in einer Front zusammengehen, sie müßten denn gleichviel werth oder ganz genaue Bekannte sein. Gleiche Ceremonie herrscht bei den Besuchen der Leute unter einander, besonders beim Empfang und beim Abschiede, und man bedient sich dabei meistens der arabischen Begrüßungsformeln.

Im Hause des zu Besuchenden angekommen, läßt man sich durch den als Portier fungirenden Slaven anmelden, und wartet in der Vorhalle so lange, bis der Hausherr von der Anwesenheit des Fremden benachrichtigt ist und Erlaubniß zu seinem Empfange gegeben hat, oder um dies selbst zu thun herbeikommt. Sitzt der Herr des Hauses aber gerade vor seiner Wohnung auf der *Berasa*, so befiehlt er, sobald er sieht, daß der Besuch ihm gelten soll, schnell noch mehr Matten und Teppiche herbeizubringen, die harte Bank damit zu bedecken und zum Sitzen bequemer zu machen. Wann er selbst sich erheben, wie

viel Schritte er seinen Gästen entgegengehen muß, um sie würdig ihrem Stande gemäß zu empfangen, richtet sich genau nach ihrem Range, und ebenso, falls der Besuch im Hause stattfindet, ob er sie in der Stube, in der Thür oder vor derselben empfangen muß. Der Wirth erhebt sich, und geht seinen Gästen entgegen, natürlich ohne in seiner großen Höflichkeit den Ruf: *steræ! steræ!* (bleib' sitzen) zu beachten, verneigt sich vor ihnen, indem er die rechte Hand auf die Brust legt und sie mit den Worten: *szalám aleikum* (Friede sei mit Euch) begrüßt <sup>1)</sup>. Die Gäste machen dieselbe Ceremonie und erwidern seinen Gruß mit *aleikum szalám*. Hierauf reicht man sich die Hände und läßt noch einige übliche Begrüßungsworte und Erkundigungen nach dem gegenseitigen Befinden folgen. Während all dieser Förmlichkeiten steht man sich noch immer steif gegenüber. Dann führt der Wirth seine Besucher nach der Bank, wo man sich mit Berücksichtigung derselben Etiquette niederläßt, die man auch beim Gehen beobachtet, d. h. der Vornehmere setzt sich stets zuerst.

Steht der Gast unter dem Range des Hausherrn, so erhebt sich dieser erst, wenn der Fremde schon ganz nahe ist, oder leistet vielleicht auch dem Rufe: *steræ, steræ!* diesmal willig Folge, macht seinen *szalám*, ladet den Besucher mit einem: *karib, karib, schéch* (tritt näher, Herr, tritt näher) ein, heranzukommen, und bringt ihn endlich mit einem *kakitáko* (setze dich), das einige Male wiederholt werden muß, ehe es der höfliche Gast befolgt, glücklich neben sich auf die Bank zum Sitzen.

Der übliche Szuaheli-Gruß ist: *jámbo?* (wie befindest du dich), worauf man erwidert: *jámbo szána* (ich befinde mich sehr wohl) *na wé?* (und du), oder: *szijámbo* (ich bin nicht wohl). Bei Mädchen heißt es auch wohl *kána lülu* (wie eine Perle), *kána margiánne* (wie eine Koralle), *kána fedhalúke* (wie ein Edelstein). Der Gruß der Sklaven ihren Herren gegenüber ist: *jámbo buána, jámbo bibi* (was machst du, o Herr, o Herrin)? oder: *schikámo buána, schikámo bibi* (wörtlich übersetzt: ich fasse deine Hand an, o Herr, o Herrin), wobei der Grüßende ein Knie beugt und dem Gebieter die Hand küßt, der es selbst bei dem geringsten Sklaven nicht unterläßt, seinerseits ein Wort des Grußes zu sagen.

Beim Abschiede werden dieselben Ceremonien mit derselben Weitläufigkeit wiederholt; der Wirth giebt seinen Gästen je nach ihrem Range das Geleit, verabschiedet sich mit Händedruck und *szalám* von ihnen und empfiehlt sie dem Schutze Allahs und des Propheten.

<sup>1)</sup> Man nennt diese Ceremonie *fánja szalám*, Jemand seinen Gruß des Friedens darbringen. Auch heißt *fánja szalám* Jemand seine Aufwartung machen.

Auf Szuaheli lautet der Abschiedsgrufs: *cohaéri, cohaéri szána*, oder: *cohaéri cu ouána* (leb' wohl, leb' recht wohl, oder: leb' wohl, auf Wiedersehen).

Auch beim Vorübergehen bei dem Hause eines Bekannten, der vielleicht gerade vor der Thüre sitzt, ist es Sitte, einen Augenblick stehen zu bleiben, seinen *szálám* zu machen, während der Hausherr — denn hier wird jedes Haus nur von einer Familie bewohnt — aufsteht und den dargebotenen Grufs mit derselben Förmlichkeit erwidert; selbst die Prinzen der königlichen Familie machen von dieser allgemeinen Höflichkeit keine Ausnahme.

Die Szuahelis halten drei Mahlzeiten am Tage, die erste bei Sonnenaufgang, die zweite hauptsächlichste zwischen 11 und 12 Uhr, und die letzte kurz nach Sonnenuntergang. Zum Essen (*djacála*) bedienen sie sich keiner anderen Geräthschaften als der Finger, die sowohl vorher als nachher nach den Gesetzen des Koran sorgfältig gewaschen werden. Die Speisen der Vornehmeren sind Ochsen-, Ziegen-, Schafffleisch und Geflügel, besonders Hühner, welche es hier in Zanzibar wie überhaupt in ganz Afrika in großer Menge giebt. Wie bei uns die Juden, so essen auch die Szuahelis nur von dem Fleische eines Thieres, welches nach mohammedanischer Art geschlachtet ist, d. h. es muß bei seiner Tödtung der vorgeschriebene Spruch des Koran gesagt worden sein, sonst gilt es als unrein und wird von Niemandem angerührt. Schweinefleisch kommt nie auf den Tisch, da sein Genuß von dem Propheten untersagt ist; das Schwein wird auch im zahmen Zustande auf der ganzen Insel nicht angetroffen. Die wenigen wilden Schweine, welche weiter im Innern hausen, werden nur wegen des Schadens, den sie häufig auf den Plantagen anrichten, gejagt, das getödtete Thier aber den wilden Hunden als Beute überlassen.

Yamswurzeln, Manioc, Bataten, verschiedene hier wachsende Gemüse, die Früchte der heißen Zone und besonders Reis bilden den vegetabilischen Theil der hiesigen Mahlzeiten. Der Reis vertritt hier zu Lande die Stelle des Brotes, kommt bei jedem Essen vor und erscheint unter den verschiedensten Formen auf dem Tische. Mit Curry (*tschúsi*), einem Gemisch von pulverisirter Gurrkume, Gewürzen, Cocosnüssen und noch mehreren Ingredienzen, die man *viúngo sa tschúsi* (Glieder der Curry) nennt, bildet er das Lieblingsgericht, das auf einer wohlbesetzten Tafel nie fehlen darf. Verschiedene Pillau's, bei denen der Reis mit Fleisch vermengt ebenfalls den Hauptbestandtheil bildet, wissen die Leute sehr schmackhaft zuzubereiten, obschon sich der Europäer erst an die scharfen Gewürze, vor allem an den rothen Pfeffer gewöhnen muß, den man in sehr starken Dosen bei allen Speisen anwendet. Süßen Backwerken sind die Leute sehr zugethan; in den

Häusern der Reichen findet man dieselben beinahe stets in mannichfaltiger Auswahl vorrätbig; dort bildet ihre Zubereitung einen angenehmen, willkommenen Zeitvertreib für die Frauen, und ihre Consumirung ist ebenfalls eine der Hauptbeschäftigungen des hiesigen schönen Geschlechts. Den Europäern, die in Zanzibar ansässig sind, werden diese Confecte häufig von ihren arabischen Freunden zugesendet, besonders an den hohen Festen des Jahres, dem Rhamadán und Haddj. Aber auch ausserdem bekamen wir oftmals aus dem Harem von einer der dort wohnenden Damen, der *bibi Hólle*, einer Schwester des jetzigen Sultans, ohne sie jemals von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, ganze Ladungen des verschiedensten Zuckerwerks zugeschickt; manchmal liefs sie sogar durch ihre geputzte kleine Sclavin, die Ueberbringerin der Herrlichkeiten, sagen, wir möchten ja davon essen, denn sie hätte die schönen Sachen alle mit eigener Hand zubereitet; meistens aber waren die Backwerke zu süfs und zu sehr voll Ghee (*samli*, die hiesige Butter), um wohlschmeckend zu sein, und ob die gleichzeitig überbrachte Botschaft wirklich wahr gewesen oder nur eine Erfindung der Abgesandten war, um dem Geschenk in unseren Augen mehr Werth zu geben, wage ich nicht zu entscheiden. Mehr als wir selbst freuten sich aber unsere Diener über diese Geschenke, denn ihnen wurde, wie sie sehr wohl wufsten, bei Weitem der gröfste Theil der beliebten Süfsigkeiten überlassen. Häufig bekamen wir aber auch Früchte zum Geschenk, und diese waren für uns entschieden das Angenehmste; denn die uns gesandten Sorten waren oft das Vorzüglichste ihrer Art; vor Allem die Mango's, die von aufsergewöhnlicher Gröfse und ausgezeichnetem Wohlgeschmack Alles übertrafen, was hier von dieser Frucht auf dem Markte zu kaufen war, die Pemba-Mango's, so genannt, weil sie auf der nördlich von Zanzibar gelegenen Insel gleichen Namens heimisch sind; hier kommen sie nur vereinzelt vor.

Die Szuahelis sind ausserordentlich starke Esser. An ihnen wird der von den Nordländern so allgemein geglaubte Satz, dafs die in heifsen Zonen lebenden Leute wenig essen, jedenfalls zu Schanden, denn sie können, besonders von Reisspeisen, erstannliche Portionen zu sich nehmen, und sind nur dann mäfsig, wenn sie nicht viel zu verzehren haben. Aus der Menge der Speisen, die sie ihren europäischen Gästen vorsetzen, und aus ihrer Verwunderung über die geringe Efslust derselben läfst sich leicht schliessen, wie grofs ihr eigener Appetit sein mufs. Das gewöhnliche Getränk der Bewohner Zanzibar's ist Wasser, welches bei den vornehmeren Klassen und bei festlichen Gelegenheiten häufig mit Scherbet vermischt wird, den man in Menge von Frankreich importirt. Der Koran verbietet den Zanzibarianern den Genufs aller starken berauscheden Getränke. Dafs dies Gebot

aber wirklich allgemein befolgt wird, darf man nicht glauben; bei der größeren Mehrzahl ist es gewiß nicht der Fall, denn es werden jährlich viele hundert Kisten mit Cognac und Liqueuren aus Europa hier importirt. Wenn nur der äußere Schein nicht verletzt wird, so glauben die Meisten ihren religiösen Verpflichtungen genug gethan zu haben; in der Heimlichkeit thut Jeder gern, was ihm beliebt.

Von Gastmählern sind die Szuahelis keine großen Freunde; nur bei außerordentlichen Veranlassungen, Verlobungen, Hochzeiten und anderen Festlichkeiten laden sie sich gegenseitig ein, um sich in Gemeinschaft an Speise und Trank zu erfreuen; aber die Gastfreundschaft, diese schöne Sitte, welche sie von ihren Stammvätern, den Arabern, geerbt haben, und welche sie auch meistens ausüben, veranlaßt sie, einen Freund oder Fremden, der gerade während der Essenszeit zu ihnen kommt, zur Theilnahme am Mahle aufzufordern.

Parfümerien aller Art lieben die Szuahelis, besonders die Frauen, außerordentlich und sie leisten bei dem heißen Klima auch gute Dienste. Die gebräuchlichsten sind das Rosenöl (*mafuta maráshi*), das Rosenwasser (*maráshi*) und das Sandelöl (*mafuta szandáli*), welches einen sehr starken, und wenn es im Uebermaß angewendet wird, unangenehmen Geruch verbreitet, weshalb es auch meistens nur von Leuten geringeren Standes angewendet wird. Das kostbare Rosenöl wird von Mascat eingeführt und steht auch hier ziemlich hoch im Preise; man verkauft es in ganz kleinen Fläschchen von je ein Dollar und in größeren, die etwa eine Unze enthalten und  $3\frac{1}{2}$  bis 4 Dollars kosten, doch muß man sich beim Ankauf dieses werthvollen Artikels sehr vor Betrügereien in Acht nehmen, da mit demselben häufig Verfälschungen vorgenommen werden, die nur bei genauer Untersuchung ermittelt werden können. Das Rosenwasser, ebenfalls von Mascat kommend, pflegt man mit dem Waschwasser zu vermischen, bei heißem Wetter ist es auch in der That außerordentlich erfrischend, und die zahlreichen bauchigen Flaschen von grünem und rothem Glase, zur Hälfte mit dickem Bastgeflecht umgeben, die man überall auf den platten Dächern der Häuser herumstehen sieht, zeigen, wieviel davon hier in Zanzibar verbraucht wird. — Wie es bei uns Sitte ist, das Taschentuch mit irgend einem Parfüm zu versehen oder ein Riechfläschchen bei sich zu tragen, so parfümirt man hier die Kleider, die man täglich trägt, und zwar ist dieses bei beiden Geschlechtern allgemein Sitte. Man bedient sich dazu einer Art Weihrauch (*udi*), kleiner Stückchen Holz, der Zweige und Sprossen eines *karambúki* genannten Strauches, der an der Küste und im Innern des Festlandes häufig angetroffen wird. Von Farbe sind sie dunkelbraun. Um mit ihnen zu räuchern, wirft man sie auf einige glühende Kohlen, die man mit einem trichterförmigen thönernen

Gefäße bedeckt; den sich bald entwickelnden, angenehm riechenden Dampf läßt man in die darüber gehaltenen Kleidungsstücke ziehen und parfümirt dieselben dadurch auf mehrere Tage. Außerdem gebraucht die geringere Klasse vorzugsweise eine schwarzbraune, unserer grünen Seife sowohl in Farbe als Consistenz ähnliche Salbe, *tibu* genannt, mit der man den Körper einreibt. Aus den verschiedensten vegetabilischen Stoffen zusammengesetzt ist diese Salbe wegen ihres penetrannten Duftes vorzüglich geeignet, den unangenehmen Geruch menschlicher Ausdünstungen, namentlich der Neger, zu verdecken. Tagelang hält dieser Geruch an und verschwindet erst nach mehrmaligem Waschen gänzlich. Die beiden letztgenannten Parfüms werden gewöhnlich von kleinen Mädchen, die überall in der Stadt damit herumziehen, in Hänfchen und kleinen Kugeln von je ein Peis (circa 4 Pfennige) verkauft.

Das Tabackrauchen (*wūta tumbácco*) ist bei den Szuabelis, der arabischen Sitte entgegen, nur sehr wenig in Gebrauch; äußerst selten sieht man Jemand aus der vornehmen Klasse rauchen; in diesem Falle aber bedient man sich dazu der Wasserpfeifen, hier *hūka* oder *kiko* genannt, welche in den verschiedensten Formen und zu den verschiedensten Preisen zu haben sind, von der großen an, die man beim Gebrauch neben sich hinstellen kann, weil sie mit einem breiten Fusse und einem sehr langen biegsamen Abzugsrohre versehen, und deren Aufsenseite auf die mannichfaltigste Weise, wie die Griffe der Dolche, mit einer Art Mosaik von Gold- und Silberdraht verziert ist, bis zu den kleinen unansehnlichen Pfeifen herab, welche die armen Leute zu besitzen pflegen. Bei diesen dient eine kleine Kalebasse als Wasserreservoir, und von den zwei dünnen, in dieselbe mündenden Bambusröhren ist die kürzere, welche senkrecht steht, oben mit einem trichterförmigen thönernen Aufsatz versehen, der den Taback und die Kohle aufnimmt, die andere längere Röhre aber mit einem kleinen Mundstück. Der beim Rauchen verwendete Taback wird an vielen Orten der festen Küste und der umliegenden Inseln gebaut, ist jedoch nur von geringer Qualität und wird häufig mit Rosenblättern vermischt, mit Melasse angefeuchtet, zusammengeknetet und als kleine Kugel in den Feuerbehälter der *hūka* gebracht. Einen angenehmen Geruch aber hat auch diese Mischung nicht. Wie in Arabien so herrscht auch hier, besonders bei den Leuten geringeren Standes, die Sitte, daß mehrere zusammen aus einer Pfeife rauchen. Häufig habe ich die Arbeiter, wenn sie einen Augenblick freie Zeit hatten, eine Pfeife hervorholen, mit dem übelriechenden Stoffe füllen und in Brand stecken sehen. Alsdann setzen sich alle Theilnehmer mit untergeschlagenen Beinen im Kreise hin, oder kauern sich auch nur auf die Erde nieder, und lassen die

Pfeife die Runde machen, indem ein Jeder nur ein Paar Züge thut, bis der dampfende Inhalt vollkommen verzehrt ist. Selbst vorübergehende Bekannte werden dann mit zu dem Genusse eingeladen und müssen, ehe sie ihren Fuß weiter setzen, in der Eile einige Mund voll Dampf mitnehmen.

Vom Schnupfen (*cunúka tumbácco*) gilt dasselbe wie vom Rauchen. Auch diese Gewohnheit ist bei Manchen zur Leidenschaft geworden, und sie wird schon von Jungen im Alter von 13 bis 14 Jahren geübt. Auch hier ist die Meinung verbreitet, daß das Schnupfen den Verstand schärfen soll; es scheint aber bei denen, die sich des Tabacks im Uebermaße bedienen, die entgegengesetzte Wirkung zu äufsern. Den Schnupftaback bewahrt man in einem kleinen, unseren Riechfläschen ähnlichen Gefäße von Steingut oder Porcellan (*kipátu*) auf, und trägt dieses an einer kleinen Schnur um den Hals stets bei sich. Auch hier gilt es als eine Höflichkeit, seinen Freunden eine Prise anzubieten, nur mit dem Unterschiede, daß der Betreffende hier nicht selbst zulangen kann, sondern sich eine kleine Dosis des braunen Pulvers auf die Rückseite der Hand schütten läßt.

Verbreiteter als Rauchen und Schnupfen ist das Betelkauen (*tafúna tambú*), gleichmäfsig im Gebrauch bei Männern und Frauen, bei Alt und Jung. Das Betelblatt (*tambú*) kommt von dem sogenannten Betelpfeffer (*piper betle*), einer rankenden Pflanze, die hier häufig wächst, ist von einem frischen saftigen Grün, auf der Oberfläche glänzend, hat einen glatten Rand und ungefähr die Gröfse und Form eines Bohnenblattes. Eine Menge Leute beschäftigen sich damit, dasselbe zu pflücken und nach der Stadt zum Verkauf zu bringen; man bekommt 60 bis 70 Stück für einen Peis, sie sind also billig und Jedem zugänglich. Zu ihrer Aufbewahrung dient eine kleine vierkantige Dose (*kipatu, kedjalúba*) von Holz, oder auch nur ein kleines Lederbeutelchen, welches zugleich die anderen Ingredienzien enthält, die nöthig sind, um den Genuß zu vervollständigen, ein wenig Taback und die Arecanuß (*pópo*). Letztere ist die Frucht der hier wachsenden Areca-Palme (*areca catechú*), hat in ihrem Aussehen und in ihrer Gröfse Aehnlichkeit mit der Muskatnuß, ist eben so hart wie diese und von aromatischem Geschmack wie das Betelblatt. Ein kleines Stückchen dieser Nuß, etwas Taback und ein wenig Kalk, den man entweder von einer Mauer abkratzt, oder auch von den an vielen Stellen der Stadt zahlreich dastehenden Kalkhaufen nimmt, werden in die eine Hälfte des Blattes gewickelt — denn das ganze wäre zu groß für eine Portion — und der Bissen in den Mund geschoben, wo er durchgekaut wird und der betreffenden Person wohl eine Stunde lang Genuß und Unterhaltung gewährt. Nie habe ich eine widerlichere Gewohnheit gesehen

als dieses Betelkauen, welches vermöge der Schärfe des ausgeschiedenen Saftes die Zähne mit der Zeit schwärzt, abbröckeln läßt und die ganze innere Mundhöhlung, besonders das Zahnfleisch, hochroth färbt. Selbst ein hübsches Gesicht wird dadurch gänzlich entstellt, doch soll der Betel den Mund und Athem rein halten, ein Vortheil, durch den das Unangenehme der Gewohnheit keineswegs ausgeglichen wird. Natürlich trifft man es nicht bei allen Personen in gleichem Mafse an; es zeigt sich daher auch nicht überall gleich abstofsend und man findet noch Leute genug, welche die prachtvollsten Zähne haben.

Anferdem spielt der Betel im ganzen gesellschaftlichen Verkehr eine große Rolle. So z. B. ist er das erste, was dem Fremden im Hause des Gastfreundes angeboten wird, und als Geschenk von einem Mädchen gilt er als eine verblümete Liebeserklärung.

Von europäischem Leben und Treiben haben nur sehr wenige Leute hier zu Lande einen auch nur annähernden Begriff, die Mehrzahl von ihnen hat kaum jemals die Gestade ihrer heimathlichen Insel verlassen und die gereisten Leute sind höchstens einmal nach Mecca gekommen, um die vom Propheten gebotene Pilgerfahrt zu machen, oder nach anderen Städten des südlichen Arabiens oder der Ostküste Afrika's; sie sind also nie über die Grenzen der morgenländischen Civilisation hinausgelangt. Der Ideenkreis dieser Menschen ist in Folge dessen ein außerordentlich beschränkter; Zanzibar gilt ihnen als das *non plus ultra* von Schönheit, sowohl was die Bauart der Häuser als ihren Comfort und das ganze Leben überhaupt anbetrifft. Oft hört man sie höchst naiv fragen, ob es bei uns auch so schöne Häuser gäbe als hier, und erregt ein bedenkliches Kopfschütteln, wenn man bemerkt, daß Zanzibar im Vergleich mit einer europäischen Stadt nicht viel bedeuete.

Räerdampfschiffe (*merkábo a mósche* oder *merkábo tochán*) waren schon mehrere hier gewesen, zuerst eine amerikanische Dampffregatte im Jahre 1850 oder 1851. Diese Art Schiffe war daher jetzt den Zanzibarianern nichts Neues mehr. Desto größeres Erstaunen erregte aber im Jahre 1858 das Erscheinen des kleinen englischen Schraubendampfers Lynx, der sonst gewöhnlich im Canal von Mozambique krenzte, um den unerlaubten Slavenhandel zu verhindern, des ersten Schiffes dieser Art, welches hier eingelaufen war. Bei dem Raddampfer sah man die bewegende Kraft ganz deutlich, aber hier war gar Nichts zu bemerken; ein kleiner Wasserstrudel und etwas Schaum war Alles, was man hinter dem Heck wahrnehmen konnte und was von einem unter dem Wasser befindlichen Gegenstande Kunde gab, der das Schiff vorwärts treiben mußte, da alle Segel auf den Raen festgemacht waren.

Eines Tages ging sogar der Sultan in höchsteigener Person an

Bord, und ich zweifle sehr, daß Höflichkeit allein die Ursache seines Besuches war; die Neugier, das Wunder des Tages zu sehen, mag dabei wohl eine große Rolle gespielt haben. Er selbst nebst seinem Onkel, dem alten Szeyd Soleman, und einigen der angesehensten Araber in dem vordersten, mit zwölf schwarzen Ruderern bemannten Boote, das mit reichen persischen Teppichen ausgelegt, durch ein breites weißes Sonnensegel vor den sengenden Strahlen des Tagesgestirns geschützt ist und hinten am Heck an einem kleinen Flaggstocke die rothe Landesfarbe wehen läßt. Hinter ihm die anderen Boote, welche das zahlreiche Gefolge, sowie eine Menge Neugieriger enthalten und nachher in buntem Gemisch wie ein Bienenschwarm die Meeresfläche rings um das Kriegsschiff bedecken. An Bord des Schiffes angekommen wurde der Sultan mit den höchsten Ehrenbezeigungen empfangen, die nur königlichen Personen zu Theil werden. Ein Salut von 21 Kanonenschüssen wurde gelöst und die Raaen des Kriegsschiffes waren mit einem Theile der Mannschaft besetzt; hoch oben standen die Leute, wie es schien frei in der Luft, denn die straffgezogenen Leinen, an welchen sie sich festhielten, waren so dünn, daß man sie von unten aus kaum bemerken konnte. Zum Zeichen, daß das Schiff, so lange der Sultan darauf verweile, als sein Eigenthum zu betrachten sei, wehte anstatt der englischen Flagge die rothe arabische vom großen Top. Kaum waren die Empfangsfeierlichkeiten zu Ende, so lichtete der Dampfer seine Anker, setzte seine Maschine in Bewegung und ging, in geringer Entfernung vom Lande, langsam aus dem Hafen, um dem Sultan Gelegenheit zu geben, Alles für ihn Neue genau zu beobachten. Ein eben so interessantes Schauspiel als das in seinem bunten Flaggen-schmucke mit der bewegten Menschenmenge auf dem Verdeck beinahe geräuschlos dahingleitende Schiff gewährte der Strand, der in der ganzen Ausdehnung der Stadt, von Schangani bis Melinde, von einer großen wogenden Menge von Menschen bedeckt war, die alle das niegesehene Schauspiel anstaunen wollten. Hier konnte man die verschiedensten Conjecturen über die Construction der Schraube hören, eine immer abenteuerlicher als die andere, doch begnügten sich die meisten, wenn sie, wie leicht denkbar, die höchst weisen Erklärungen der klugen Sprecher nicht verstehen konnten, verwunderungsvoll den Kopf zu schütteln, und mit den gewöhnlichen Anrufungen Allab's die Kunst der Europäer zu preisen. So lange der Lynx noch mit wenig Dampfkraft arbeitete und langsam vorwärts kam, begleitete ihn der ganze Schwarm der am Lande befindlichen Leute, längs des Ufers hingehend; allein bald konnten sie nicht mehr mitkommen und mußten sich mit dem Nachsehen begnügen. Leider widerfuhr dem Dampfer auf seiner weiteren Fahrt ein Unglück, indem er durch Unachtsamkeit des Steuernden auf die

von Schampany (French Island) nach Süden sich hinstreckende Sandbank gerieth, und dort beinahe eine Stunde festsafs, bis das Steigen des Wassers — es war glücklicherweise Fluth — ihn wieder flott machte und ihm die Fortsetzung seiner Fahrt erlaubte. Er nahm seinen Cours zwischen French Island und dem festen Lande, ging nördlich der vier den Hafen einschließenden Inseln herum, und kam des Nachmittags durch den westlichen Pafs wieder auf der Rhede vor Anker, wo dem Sultan, als er das Schiff verließ, dieselben Ehrenbezeugungen zu Theil wurden, wie am Morgen bei seiner Ankunft.

Ein anderer Gegenstand des allgemeinen Erstaunens und der Bewunderung war der kleine Wagen (*gédä*), den sich die Residenten eines hiesigen französischen Hauses hatten kommen lassen. In den Strafsen der Stadt zu fahren, war freilich wegen ihrer Enge, ihrer vielfachen Krümmungen und scharfen Ecken keine Möglichkeit, aber Ausfahrten auf die andere Seite der Lagune und Nasimoje wurden oft angestellt und gingen jedes Mal in Begleitung von Hunderten neugieriger Menschen vor sich; denn ein Wagen war ebenfalls ein noch nie gesehenes Schauspiel in Zanzibar, wo man entweder zu Fuß geht oder sich der Pferde und Esel zum Reiten bedient, wo selbst die Landeserzeugnisse aus den Meilen weit von der Stadt entfernten Plantagen nur auf den Köpfen der Slaven hierher zu Markte gebracht werden. Und trotz des traurigen, ja man kann dreist sagen halbwildem Zustandes, in dem die meisten Menschen hier leben, beneiden sie doch den Europäer nicht um seine Civilisation und seine Genüsse, oder im besten Fall doch nur um die leiblichen; sie befinden sich in ihrer Lage ganz glücklich, sobald nur ihre leiblichen Bedürfnisse befriedigt werden.

Was Religionssachen anbetrifft, so sind die Szuahelis, obwohl selbst Mohammedaner, doch ausnahmsweise gegen Andersgläubige sehr tolerant und hindern Niemand in der Ausübung seiner religiösen Pflichten. Sie sind im höchsten Grade unwissend, da sie in den hier vorhandenen Schulen Nichts lernen, als das Lesen des Korans und nothdürftig das Schreiben. Lectüre irgend welcher Art ist hier gar nicht vorhanden, und wirkliche Kenntnisse, das Verständniß des Korans, die Gelehrsamkeit, sind hier wie auch anderwärts unter den Gläubigen nur auf gewisse Familien beschränkt. Gleichwohl halten sie sich als Mohammedaner mit dem den Anhängern dieses Glaubens innewohnenden Dünkel doch für etwas Besseres als andere Menschen, obgleich sie dies die Ungläubigen nicht so fühlen lassen, als es an anderen Orten von den Bekennern des Islam geschieht. Selbst im Rechnen, sogar wenn es auf ihren eigenen Vortheil geht, sind sie wenig gewandt und den hier wohnenden Banjanen bei Weitem nicht gewachsen.

Gegen ihre Slaven sind die Szuahelis beinahe ohne Ausnahme

milde Herren, denn der Prophet hat ihnen geboten, den Slaven wie ein Glied der Familie zu behandeln; mag indefs dies der richtige Grund sein, mögen andere selbstsüchtigere Motive oder ihre eigene Indolenz sie zu dieser Handlungsweise veranlassen, so bleibt sie nichtsdestoweniger anerkennungswerth, obwohl sie allein nicht im Stande ist, ihren übrigen Untugenden, von denen Sinnlichkeit, Eitelkeit und Prunksucht nicht die grössten sind, das Gleichgewicht zu halten. Zu ersterer werden sie theils durch das Klima des Landes prädisponirt, theils ist daran der Mangel jeder geistigen und sittlichen Bildung Schuld, und sie verleitet zu Handlungen, die bei uns als die strafwürdigsten Verbrechen betrachtet werden, hier aber kaum Anstofs erregen. Eitelkeit und Prunksucht zeigt sich bei Allem, was ausserhalb des Hauses geschieht. In schönen Kleidern auf der Strasse herumzuspazieren, während zu Hause Alles schmutzig und unordentlich ist, sich einen kostbaren Dolch, eine schöne Slavin anzuschaffen, während im Hause vielleicht nur zwei Gläser für drei Personen vorhanden sind, darauf werden grosse Summen verschwendet, aber um etwas Gemeinnütziges zu thun, dazu reicht das Geld niemals aus.

Eine mafslose Indolenz und unzerstörbare Apathie ist dem Szuaheli angeboren; er hat sie gleichmäfsig von seinem afrikanischen und arabischen Blute ererbt und vereinigt in seiner Person die schon an sich nicht geringe Quantität dieser Untugenden, welche jede der beiden Nationen allein besitzt. Mit der grössten Gemüthsruhe sieht er dem allmählichen Verfall seines Hauses sowohl im Innern wie im Aeußern zu, und läfst durch seine Nachlässigkeit kleine Schäden, die durch eine unbedeutende, wenig kostspielige Reparatur im Anfang gehoben werden könnten, nach und nach immer gröfser werden, bis die Ausbesserung zuletzt bedeutende Unkosten verursacht. *Heisüro* (es macht Nichts), die Sache ist zu geringfügig, heifst es, so lange der Schaden noch leicht zu beseitigen ist; selbst wenn die Reparatur ganz unumgänglich ist, rafft sich der Szuaheli nur zu einem: *nschälla* (wenn Gott will, wird es geschehen) auf. Dies letztere ist überhaupt eine Redensart, die bei allen Ständen, Arm und Reich gleichmäfsig in Gebrauch ist. Der Slave, dem etwas befohlen wird, antwortet *nschälla*; der Freund, den man zu einem Besuche einladet, nimmt die Einladung mit *nschälla* an; der Kaufmann, den ich frage, ob seine Waaren bald anlangen werden, erwiedert *nschälla*; auf die Frage, ob er sie mir verkaufen, ob sie billiger sein werden, wird stets das unvermeidliche *nschälla* gehört. Selbst bei Ereignissen, deren Erfolg leicht vorauszusehen ist, wenn z. B. ein Sack mit Waaren in's Wasser gefallen ist, was doch ein höchst triftiger Grund zu der Vermuthung ist, dafs sein Inhalt durchnäfst sein wird, selbst dann sucht man sich noch durch *nschälla* wenigstens auf

kurze Zeit zu trösten. Der Mann, von dem ich glaube, daß er mich betrügt, und dem ich dies geradezu sage, giebt mir durch sein *nschälla* den Trost, daß, falls ich von ihm doch betrogen werde, der liebe Gott daran Schuld ist, gegen dessen Willen zu murren sich nicht ziemt. Dieses *nschälla*, ein Hermaphrodit, von dem man nicht weiß, ob es Ja oder Nein bedeutet, eine nichtige Redensart, durch die Niemand gebunden wird, eine Eselsbrücke des Verstandes und der Moral, ein Hemmschub der Entschlußkraft, — dieses *nschälla* erschließt uns den ganzen Charakter des Morgenländers mit seiner Indolenz und allen daraus hervorgehenden Fehlern.

Wie ruhig und phlegmatisch auch für gewöhnlich der Szuaheli in seiner äußeren Erscheinung wie in seinem Handeln sein mag, so kann er doch in der Rede sehr lebhaft werden und sich bei der geringsten äußeren Veranlassung von Ausbrüchen seines Zornes hinreißen lassen, ein Beweis, wie schwach bei ihm die Herrschaft der Vernunft über die einmal erwachten Leidenschaften ist. So sind die Szuahelis, auf der einen Seite an die halbwildern Stämme Afrika's grenzend, auf der andern in die Halbcivilisation des Orients übergehend, ein sonderbares, noch unter sich selbst höchst mannichfaltiges Gemisch der Grundcharaktere ihrer beiderseitigen Stammältern, zum Guten weniger geneigt als zum Bösen, weil sie von dehnbaren moralischen Grundsätzen geleitet werden und der Schein bei ihnen das Hauptmotiv ihrer Handlungen ist. —

Neben den Szuahelis bilden die Hindi's und Banjanen den wichtigsten Bestandtheil der Bevölkerung Zanzibar's. Sowohl Hindi's wie Banjanen sind hier nicht einheimisch; beide stammen aus Ostindien und kommen nur hierher, um sich ein Vermögen zu erwerben und dann in ihre Heimath zurückzukehren. Zanzibar und die ganze Ostküste Afrika's ist ihr Californien, in dem sie sich durch Industrie und Thätigkeit das überall so heiß gewünschte Gold verschaffen. In ihren Händen ist beinahe der ganze Handel der hiesigen Gegend und es giebt unter ihnen außerordentlich reiche Leute, die für große Häuser in Bombay oder für ihre eigene Rechnung bedeutende Geschäfte machen. Was den Handel anbelangt, so sind sie, wie bei uns die Juden, unermüdlich thätig, unternehmend, erfinderisch, Nichts ist ihnen zu geringfügig, jeder Gewinn und wenn er auch noch so klein, ist ihnen wichtig; sie wissen, daß viele Pfennige doch am Ende einen Thaler machen und sammeln wohlweislich jeden einzelnen. Wo man hier an der Küste nur immer einen Hindi oder Banjanen antreffen mag, da giebt es sicherlich etwas zu handeln und zu verdienen; an den kleinsten elendesten Plätzen findet man sie, stets im Verkehr mit den Eingeborenen begriffen; von Zanzibar beziehen sie die ihnen nöthigen

Waaren und schicken die dafür eingetauschten Landeserzeugnisse wieder dahin zurück. Während der Banjaue im Allgemeinen mehr den Export und Import der in- und ausländischen Producte besorgt, beschäftigt sich der Hindi, natürlich nicht ohne Ausnahmen, vorwiegend mit dem Handel in den hier am Platze selbst gebrauchten Artikeln. So verkauft der Banjaue Elfenbein, Gummi Copal, Sesam etc. in größeren und kleineren Parteen, der Hindi hat in seinem Laden Alles, was zur täglichen Leibesnahrung und Nothdurft gehört; der erstere ist der *en gros* Händler, der letztere der Detaillist. — Die Wohnungen und Läden beider liegen im Mittelpunkte der Stadt und entsprechen nur sehr wenig den Anforderungen, die man bei uns zu machen gewohnt ist. Eine lange, beinahe durch die ganze Stadt von Norden nach Süden, wenn auch nicht ohne beträchtliche Krümmungen gehende Strafe heisst der Bazar (*sóko*), und ist auf beiden Seiten vom Anfang bis zum Ende mit den Verkaufslokalen der Hindis besetzt. Sie ist meistens kaum 7—8 Fufs breit, schmutzig, mit großen Steinen, die weit aus der Erde stehen, bepflanzt, und weil sie ungepflastert, bei Regenwetter nur für Barfüßler passirbar. Die Häuser zu beiden Seiten sind unansehnlich, altersgrau, zerfallen, theils mit einem niedrigen oberen Stockwerk versehen, theils nur ein Parterre-Geschofs enthaltend; die Läden befinden sich meistens nur in dem auch bei vielen anderen Häusern vorhandenen, auf Pfeilern ruhenden Vorplatze, der vielleicht 4—5 Fufs tief und 8 Fufs lang ist, die inneren Wände sind mit einer Menge Fächer versehen, auf denen in der buntesten Reihe alles aufgeschichtet und nebeneinander gestellt ist, was nur hier irgend gefordert werden kann; Teller, Tassen, Milchtöpfe, Nadeln, Garn, Uhren, Handwerksgeräth, Messer, Gabeln, Löffel, Farben, Papier, Rohrfedern, alles steht friedlich neben- und untereinander; wie die eigenen Besitzer dieses ganzen Krams darunter das Verlangte finden können, ist jedem außer ihnen selbst unbegreiflich, und läßt auf ein sehr ausgebildetes Organ für Ortssinn schliessen. Hiermit ist die Reihe der ausgestellten Artikel aber noch keineswegs abgeschlossen. Vor dem Schaufenster, das zugleich als Thür dient, ist eine kleine wohl 2 Fufs breite Zugbrücke angebracht, sie ist jetzt heruntergelassen, steht auf mehreren unten befestigten Füßen und ist über und über mit Körben, Schüsseln und Töpfen besetzt, welche die verschiedensten Hülsenfrüchte, Korn, Weizen, die zur Bereitung des *Curry* nöthigen Stoffe, Kaffee, Zucker, Syrup, Cocosnuß- und Sesamöl, Sassaparillewurzel und getrocknete Kräuter enthalten. Mit ähnlichen Sachen ist auch der Boden des Ladens selbst bedeckt und nur soviel Raum freigelassen, daß der Verkäufer oder die Verkäuferin eben sitzen oder kauern, und allenfalls vorsichtig sich hindurchwinden kann. Durch die kleinen Vorbaue auf beiden

Seiten, die noch alle mit einem Makutidache versehen sind, um die Waaren bei Regen trocken zu halten, wird die obnehin schon sehr schmale StraÙe bis auf eine Breite von 2 bis 3 Fufs reducirt, so dafs die an zwei gegenüberstehenden Läden stehenden Käuferinnen auch ohne Crinolinen sich beinahe berühren. Und gerade hier ist der Verkehr auferordentlich stark; es hält manchmal schwer durchzukommen, da überall Käufer und Käuferinnen stehen, und nach beendetem Geschäfte mit dem Ladeninhaber erst die Tagesneuigkeiten durchsprechen, auch unglücklicher Weise manchmal noch einige Ochsen langsamen Schrittes durch dieses Gedränge ihren Weg suchen.

Der Hindi ist, was seine Gesichtsbildung, seine Kleidung, Lebensart und Religion betrifft, dem Araber ähnlich. Sein Teint zeigt die verschiedensten Abstufungen von dem bräunlichen der südlichen Völker Europas bis zu schmutzigem Gelb; den Bart, der nicht so voll ist wie beim Araber, trägt er wie es ihm beliebt, das Kopfhaar ist glatt abrasirt; seine Kleidung ist ein Lendentuch und darüber ein feines weisses bis auf die Knöchel reichendes Hemd, das oberhalb der Hüfte mit einem zwei bis drei Mal um den Leib gewickelten weissen Shawl zusammengehalten wird. Seine Kopfbedeckung bildet entweder ein weifs und roth carrirter Turban von Muslin, ein weisses Käppchen oder eine kleine, oben und unten gleich weite, ganz bunte Mütze. Ein anderer weisser Shawl über die Schultern geschlagen, vollendet nebst den ledernen Sandalen den Anzug, der, wenn er rein ist, seinen Mann recht stattlich erscheinen läst; von Schmucksachen trägt er nur Ohringe und vielleicht eine Halskette. Die Frauen der Hindis sehen, wie sie in den kleinen Boutiquen sitzen, obwohl es unter ihnen sehr hübsche Gesichter giebt, im Allgemeinen schmutzig und elend aus. Sie haben dieselbe Gesichtsfarbe wie ihre Männer und ihre grossen brennenden schwarzen Augen sind das schönste an ihnen. Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein in den dunklen Löchern der engen verbauten Häuser eingeschlossen, zu denen Luft und Licht nur spärlichen Zutritt haben, müssen sie verkommen und können nur als Schatten von dem gelten, was sie bei einer anderen Lebensart sein könnten. Ich habe solche Frauen nie anders aufer dem Hause gesehen, als an den beiden grossen Festen des Islam, Rhamadhan und Haddj; doch dann gegen mahomedanische Sitte ohne Maske. Ihre Kleidung besteht aus einem langen gestreiften seidenen Hemde, dessen Lieblingsfarbe roth oder carmoisin ist; das Haar haben sie entweder lose herunterhängend, oder auf dem Hinterköpf in einen Knoten aufgesteckt. Die Augenbrauen färben sie schwarz und tragen, aufer einem schweren goldenen Ringe oder Schlosse in der Nase, noch goldene Halsketten, Ohrgehänge, Arm- und Fußringe, scheinen überhaupt den Schmuck sehr zu lieben.

Ihre Kinder putzen sie, so lange diese noch klein sind, ebenfalls gern, womöglich mit schönen seidnen Stoffen in den buntesten, grellsten Farben und behängen sie noch dazu mit Schmucksachen aller Art. Darin, daß sie dieselben im Gesichte mit verschiedenen schwarzen Strichen und Linien bemalen, folgen sie nur dem allgemeinen Gebrauch und Aberglauben der Eingebornen, die hierin ein Präservativ gegen Krankheit und Zauberei erblicken. Die Religion der Hindis ist der Mohamedanismus, doch gehören sie wohl nicht ganz demselben Glaubensbekenntniß an, wie die Szuahelis, die Sunniten sind; denn ich habe viele von ihnen ihre Gebete häufig des Abends auf dem vor unserem Hause liegenden Quai, also öffentlich, verrichten gesehen, was ich bei den Szuahelis nie bemerkte: auch haben sie im Süden der Stadt am Strande des Meeres einen eigenen Tempel, dessen schon früher Erwähnung gethan ist. Bei Hochzeiten und sonstigen festlichen Gelegenheiten veranstalten sie öffentliche Umzüge, bei denen zur Begleitung der *goma* und eines *tamtam* gesungen und getanzt wird. Kleine Knaben sind dabei die Hauptacteurs, sie haben Schwerdter und Stöcke in der Hand und führen unter einander, so oft der Zug, was sehr oft geschieht, anhält, Scheinkämpfe aus. Vielleicht liegen diesen Processionen noch sonstige religiöse Verpflichtungen zu Grunde.

Ganz verschieden von ihnen, sowohl was Religion, als was Sitten und Aussehen anlangt, sind die Banjanen. Unter diesem Collectivnamen faßt man gewöhnlich diese nach Kutsch, einer nördlich von Bombay in der Nähe der Küste gelegenen Insel, gehörigen Leute zusammen, obschon er eigentlich nur eine ihrer Kasten, in die sie sich theilen, bezeichnet. Die Anzahl der hier wohnenden mag wohl 5—600 betragen. Sie kommen in der Regel schon als Knaben hierher, treten in das Geschäft eines Freundes oder Verwandten, kehren nach einer Reihe von Jahren, wenn nicht reich doch meist wohlhabend in ihre Heimath zurück, und überlassen das Feld anderen ihrer Landsleute zur Ausbeute. Der Handel ist es, dem sie sich mit Leib und Seele hingeben, zu dem sie geschaffen scheinen, doch giebt es unter ihnen auch recht geschickte Handwerker, Goldschmiede, Uhrmacher, Tischler, Schmiede, nur müssen sie zu allem, was sie anfertigen sollen, ein Vorbild haben; in der Nachahmung sind sie sehr geschickt, an Erfindungsgeist aber fehlt es ihnen. — Ihre Religion ist der Brahmadienst, sie beten zu der dreifachen Gottheit Indiens und haben in ihren Häusern kleine Bilder von Holz oder Stein, vor denen sie ihre Andacht verrichten. Die hier in Zanzibar lebenden theilen sich in zwei Kasten, die Banjanen und die Batias, die streng von einander geschieden sind, und selbst wieder mehrere Rangklassen haben. Die Batias bilden die höhere Kaste und sind dadurch kenntlich, daß sie oberhalb der Stirn an ihrem Turban ein

kleines Horn tragen; sie halten sich außerordentlich streng an die ihnen vorgeschriebenen Lehren und Gebräuche, rühren nichts an, was von einem Thiere kommt, weder Fleisch noch Eier, (Butter macht eine Ausnahme) und leben nur von Pflanzenkost. Reis ist ihre Hauptnahrung; Süßigkeiten und den Ghee, die hier fabricirte Butter, lieben sie leidenschaftlich und können davon ungeheure Portionen vertilgen. Sie essen nie von Tellern, sondern lassen alle Speisen in dem zierlich zugeschnittenen 4—5 Zoll im Durchmesser haltenden Blatte des Banianen-Baumes auftragen; niemals essen sie von demselben Blatte zum zweiten Male, jeder neue Tisch erfordert eine andere Unterlage, auch bedienen sie sich keines anderen Geräthes dabei, als ihrer Finger, die sowohl vor als nach der Mahlzeit sorgfältig gereinigt werden. Da Niemand sehen darf, was sie essen, so ist es Sitte, während der Mahlzeiten die Thüren des Hauses verschlossen zu halten; sollte Jemand, der zu einer niederen Kaste gehört oder vielleicht gar eines anderen Glaubens ist, sie beim Essen betreffen, so müssen alle Speisen als unrein weggeworfen und ein neues Mahl zubereitet werden. — Ich habe sogar gehört, daß bei den gewöhnlichen Mahlzeiten im Hause, sobald mehrere zusammen speisen, keiner sehen darf, was der andere genießt, daß sie sich daher gegenseitig den Rücken zukehren, doch weiß ich nicht, ob dies wahr ist; bei großen Festessen, wie sie sehr häufig Statt finden, wird eine solche Sitte nicht beobachtet. Ihr einziges Getränk ist reines Wasser, welches der strenge Batia aus einem ihm eigens gehörigen kleinen kupfernen Becher trinkt, dabei aber das Gefäß nicht an die Lippen setzt, sondern das Wasser aus einiger Entfernung langsam in den Mund gießt. Auch dieser Becher ist Gegenstand großer Sorge, sollte ein Unreiner ihn berühren oder gar benutzen, so muß er im ersteren Falle verschiedene Male abgescheuert, im anderen aber ganz weggeworfen werden. Nicht nur der Genuß alles dessen, was vom Thiere kommt, ist ihnen untersagt, sondern auch der Anblick von Blut macht sie unrein und sie müssen sich dann erst durch verschiedene Ablutionen wieder reinigen, von denen eine das Waschen mit dem Urin der Kuh, des ihnen heiligen Thieres sein soll. Die Leute nehmen sich vor dieser Art Uebertretung wohl in Acht; nicht einmal vor unserer Küche gingen sie am Vormittag gern vorbei, wenn sie rochen, daß darin gebraten wurde, sondern machten lieber einen weiten Umweg durch den Hof. Ein Thier zu tödten, ist ihnen untersagt, und der Batia wird keinen Musquito, keinen Floh, der ihn sticht, fangen oder wissentlich tödten, höchst lebenswürdig jagt er die Quäler fort. Im Customhause war einst eine Schlange, welche die dort sich aufhaltenden Leute beunruhigte. Wie sollte man sie aber entfernen, da man ihr Blut nicht vergießen und das Haus durch ihren offenen Mord

verunreinigen konnte? Man half sich dadurch, daß man ihr Loch in der Mauer ausspionirte und sie lebendig darin vermauerte. — Daß der Banjane von einer friedfertigen Natur ist, kann man aus dem Gesagten wohl schliessen, er versteht nicht mit Waffen umzugehen, trägt niemals Waffen bei sich; hat er sich an Jemand zu rächen, so kann er dies auf keine andere Manier thun, als indem er das Vermögen, den Handel seines Feindes zu Grunde richtet; furchtsam und feige sind sie von den hiesigen Einwohnern wenig geachtet, eigentlich verachtet und durften sich noch vor 12 bis 15 Jahren, ehe der verstorbene englische Consul Hamerton Ordnung und Ruhe stiftete, kaum auf den Straßen sehen lassen. Selbst jetzt kommt es noch mitunter vor, daß sie von Negerjungen mit Steinen geworfen und mit Schimpfreden verfolgt werden. Das Aeußere des Banjanen ist sehr einnehmend und angenehm. Sie haben einen gelbbraunen, mehr oder weniger hellen Teint, glänzende schwarze Augen, eine gerade Nase und einen feingeschnittenen Mund voll der schönsten Zähne, ihre Gliedmaßen sind meistens wohl proportionirt, Hände und Füße klein, ihr Körper schlank, doch eher zur Fülle als zum Gegentheil geneigt, aber zum Ertragen von Beschwerden und angestregter Thätigkeit wenig geeignet. Ihre Kleidung ist ein feines weißes Tuch mit rother Kante, um die Lenden geschlagen und bis zu den Knien herabhängend; mit dem einen Ende wird es zwischen den Beinen aufgeschürzt gekrenzt, und sieht beinahe aus, wie ein Paar weite Hosen. Darüber wird ein feines, ebenfalls weißes langes Hemd gezogen und mit kleinen Bändern über die Brust zugebunden, die Aermel desselben haben beinahe die doppelte nöthige Länge und sind am Arme in unzählige kleine Falten in die Höhe gezogen; ein zweites weißes Tuch mit eben solcher Kante wie das erstere wird über die Schultern gehängt und auf die verschiedenste Manier getragen. Die Kopfbedeckung der Banjanen bildet eine Art Turban von rothem oder violettem sehr feinem Stoffe, der aber ganz anders gewunden wird, als es bei den Arabern und Hindis Sitte ist. Er ist höher als der bei diesen gebräuchliche und hat eher die Gestalt einer Pickelhaube; an dem Turban sieht man hauptsächlich, wie schon früher bemerkt wurde, welcher Kaste sein Eigenthümer angehört. Reiche Leute haben den Turban an der vorderen Seite mit einem breiten, in das Zeug selbst eingewirkten Goldstreifen geschmückt. Ihn zu wickeln soll eine höchst mühsame, zeitraubende Arbeit sein und es sollen zu einem einzigen Turban einige 20—30 Ellen Zeug gehören, daher läßt ihn der Banjane auch immer in seiner Form, und benutzt ihn nicht, wie der Szuaheli und Hindi den seinigen, zeitweilig als Umschlagentuch. Ein solcher Turban ist das gewöhnliche Abschiedsgeschenk des Customhaus-Pächters Ludda, eines Batia, an seine nach Haus zurück-

kehrenden Landsleute. Für gewöhnlich im Hause oder auf der Strafe, wenn sie nicht in Staatskleidern sind, bedecken sie den Kopf mit einer Mütze von Seidenzeug, die auf der einen Seite mit einem Schirm von demselben Stoff versehen ist. Sie tragen diese Kappe entweder so, daß die Klappe nach hinten kommt und den Nacken bedeckt, oder biegen den Schirm nach oben, setzen die Mütze beliebig auf, die dann, weil sie auf der einen Seite aus rother, auf der andern aus grüner Seide besteht, ein sonderbares Aussehn bekommt. An den Füßen tragen die Banjanen große unförmliche Schuhe mit langem, nach hinten gebogenen Schnabel. Das Kopfhaar ist schwarz, lang und glänzend, wird bis auf die Mitte (den Scheitel) abrasirt und auf die verschiedenste Manier getragen, bald lose herabhängend, bald als Zopf, bald in Form eines Knotens auf dem Hinterkopf festgesteckt. Trägt der Banjane aber einen Turban, so darf es nie darunter hervorkommen, sondern wird sorgfältig den Blicken entzogen. Vom Bart darf der Banjane nur den Schnurrbart stehen lassen, der bei ihm zum Ceremoniel erforderlich ist; wenn wir beim Tode eines Angehörigen einen Flor um Hut und Arm binden, so schneidet der Banjane seinen Bart ab und drückt dadurch seine tiefste Trauer aus. Der oben geschilderte Anzug ist das Staatskleid. Im Negligée, wie man die Banjanen täglich nach dem Strande gehen sieht, erscheinen sie bei Weitem nicht so anziehend; denn dann haben sie nur einen schmutzigen Lappen um die Lenden gebunden, und nur manchmal, wenn es kalt ist, ein ähnliches unsauberes Tuch um Kopf und Schultern gewickelt. Von Schmucksachen tragen Erwachsene Ohrgehänge und Halsketten mit daran hängenden sonderbar gestalteten Medaillons, beides oft reich mit Edelsteinen, besonders Rubinen und Smaragden besetzt, und auch den oberen Rand der Ohrmuschel haben die meisten mit vielen kleinen Löchern durchbohrt, in die sie bei festlichen Gelegenheiten kleine goldene oder silberne, mit werthvollen Steinen verzierte Nadeln stecken; an dem zweiten Zeh eines ihrer Füße tragen sie in der Regel einen 3—4 Linien breiten silbernen Ring. Kinder haben um den Hals einen halbmondförmigen Schmuck von Goldblech, nach Art der *gorgets* bei den französischen Officieren. Die Banjanen verehren die Kuh als ein heiliges Thier, und schaffen sich eine solche an, wenn es ihnen irgend möglich ist. In einem großen Hofe in der Nähe des Palastes des Sultans halten sie eine Menge dieser Thiere, und ernähren sie, ob auf gemeinschaftliche Kosten, kann ich nicht sagen; aufer diesen gehören ihnen aber noch eine Menge andere, die sie frei am Strande herumlaufen und sich ihre Nahrung suchen lassen. Wo sie nur können, suchen sie ihr heiliges Thier vom Tode des Schlachtens zu retten, und wohl nie wird es ihnen einfallen eines der ihrigen zu diesem Zwecke zu

verkaufen, wie erpicht sie auch sonst auf Geldgewinn sein mögen. Ihre Todten verbrennen sie nach indischer Sitte; der Leichnam wird, in ein reines Tuch gewickelt und das Gesicht wohl zugedeckt, auf einer Rohrbahre von seinen Angehörigen nach dem Orte der letzten Ceremonie getragen. Jeder der ihn Begleitenden nimmt ein oder mehrere Bündel Holz mit, aus diesen wird an einem abgelegenen Orte, gewöhnlich am Strande, im Süden der Stadt (denn sie haben es nicht gern, wenn Fremde der Ceremonie beiwohnen), ein Scheiterhaufen errichtet, der Todte darauf gelegt und verbrannt. Während dessen kauern sie alle, Gebete murmelnd, rund um die Flamme. Ist der Leichnam vom Feuer verzehrt, so werfen sie die gesammelte Asche in das Meer, und kehren still nach Hause zurück. — Die Banjanen kommen, wie schon früher bemerkt, meist als Knaben hierher, bleiben bis zu ihrer Mannbarkeit hier und gehen dann auf ein oder zwei Jahre in ihre Heimath, um sich mit dem ihnen bestimmten Mädchen zu verheirathen; es herrscht nämlich unter ihnen der Gebrauch die Kinder schon frühzeitig miteinander zu versprechen. Reisen sie dann wieder nach Zanzibar, so lassen sie ihre Frauen in Kutsch, da diese, ebenso wie die Mädchen das Land nicht verlassen dürfen. — Die Banjanen haben demzufolge hier gar keine Frauen ihres eigenen Stammes und müssen sich mit schwarzen Sklavinnen begnügen, was bei ihren vielen Eigenthümlichkeiten und ihrem scrupulösen Wesen eigentlich auffallend ist. Sollten sie Kinder mit diesen erzeugen, so lassen sie dieselben erziehen und behandeln sie sehr gut, wie sie auch überhaupt gegen ihre Sklaven milde Herren sind. Allgemeiner Gebrauch ist es bei ihnen, sich bei festlicher Gelegenheit mit rother Farbe Striche auf Stirn und Schläfe zu malen; selbst vor dem Gebet, welches sie in ihrem Hause vor ihren Penaten verrichten, ist es nöthig erst einen kleinen rothen Kreis oder Punkt über der Nasenwurzel auf der Stirn zu zeichnen; auch dem Gürtel oder der Schnur, die sie auf dem bloßen Leibe tragen und Niemandem zeigen, scheinen sie einen besonderen magischen Einfluß zuzuschreiben. Genaueres kann man darüber nicht erfahren, weil sie in Bezug auf Alles, was ihre Religion betrifft, sehr geheimnißvoll sind. — Eines ihrer größten Feste ist ihr Neujahr, der Tag, an dem ihre Handlungsbücher geschlossen und neue angefangen werden. Auf diesen Tag rüsten sich die Banjanen schon im Voraus. Ihr Haus wird von oben bis unten gereinigt und innen frisch geweißt und zwar in Ermangelung von Pinseln mit einem feinen Reisbesen; von ihren Freunden borgen sie sich Stühle, Spiegel, Bilder und andere Zierrathen, deren sie habhaft werden können, um ihren Laden und die daneben befindliche Stube zu schmücken. Am Abende dieses Tages pflegten wir durch die von ihnen bewohnten Stra-

fsen zu gehen, diese sahen dann recht festlich aus. Aller Schmutz und Unrath des ganzen Jahres ist aus den hellerleuchteten Läden entfernt. Der Besitzer selbst steht und sitzt in seinen Feierkleidern in der Nähe der Thür und ladet seine Freunde, die vorüber gehen, freundlich zum Eintreten ein. Den Hauptschmuck des Ladens bilden ein oder mehrere große messingene Leuchter; auf einem massiven langen Fusse ruht eine große runde mit Oel gefüllte Schaale, an deren Rande ringsherum kleine erhöhte Rinnen angebracht sind, welche die Dochte in sich aufnehmen; 20 bis 30 solcher Flammen befinden sich auf einem Leuchter und erhellen, in der Mitte des Ladens aufgestellt, sowohl diesen, als auch die enge StraÙe draussen, auf der es von Menschen, Szuahelis und Negern wogt. Alles will die — wohl mit Recht — als geizig verschrieenen Banjanen als Spender der Freude in ihrem Glanze sehen. Schwärmer und Frösche werden von allen Ecken losgelassen, Pistolen und Gewehre abgefeuert, Gekochze und Geschrei herrscht überall. Nur mit Mühe gelangten wir dann durch die schmutzigen StraÙen — denn das Fest fällt leider in die kleine Regenzeit —, nachdem wir die uns bekannten Banjanen besucht, ihnen die Hand gereicht, guten Tag gesagt und uns einen Augenblick bei ihnen niedergelassen hatten. Darauf lenkten wir unsre Schritte nach dem Hause des reichsten unter ihnen, des Customhaus-Pächters Ludda. Er hatte uns zu einer Festlichkeit eingeladen, die an einem solchen Tage bei den Vornehmeren stattzufinden pflegt, zu einem Tanze von Bajadern, oder wie man es in Ostindien nennt, zu einer *Natch*. Ludda befindet sich noch unten in seinem Empfangszimmer, wo er nebst seinen beiden Söhnen auf einem persischen Teppich sitzt, der auf den Seiten mit gepolsterten Rollen belegt ist; bei unserem Eintritt steht er auf, reicht jedem von uns die Hand, wir lassen uns auf die bereit stehenden und schnell herbeigeholten Stühle nieder und sind Zeugen eines der Hauptacte dieses Tages. Alle Banjanen nämlich, die in Geschäftsverbindung mit ihm stehen und ein Conto bei ihm eröffnet haben, bringen ihm heute Abend ein Geschenk an Geld von 1 bis 20 oder 30 Thlrn., jeder nach seinem Vermögen und der Größe seiner Schuld bei ihm. Dieses Geschenk wird schweigend, aber mit lächelnder Miene in den vor dem Hausherrn stehenden Geldkasten gelegt; man notirt seinen Betrag und eröffnet dem Geber in dem neuen Buche fürs nächste Jahr ein frisches Conto, dessen Ausdehnung sich wahrscheinlich nach der überreichten Gabe richtet. Gesprochen wird nur sehr wenig; der Besucher setzt sich nur einen Augenblick hin und entfernt sich bald wieder, doch wird das Zimmer den ganzen Abend hindurch nicht leer, und es mag eine ganz erkleckliche Summe einkommen. Endlich führt unser Wirth uns hinauf in seinen großen Saal,

eigentlich sein Comptoir, ein recht geräumiges hohes Zimmer, das ganz und gar mit gewöhnlichen und bunten Strohmaten ausgelegt ist. Auf der rechten Seite stehen die Stühle für die Europäer, auf der linken liegen persische Teppiche für die anderen Besucher. Mehrere Leuchter wie die oben beschriebenen, erhellen den weiten Raum; nach und nach beginnt er sich zu füllen; gravitätischen Schrittes kommen Banjanen, Hindis und Szuahelis an, reichen dem Hausherrn die Hand und setzen sich mit verschränkten Beinen auf ihren angewiesenen Platz nieder. Das ganze *Corps de ballet* besteht aus vier Personen, zwei Musikern und zwei Tänzerinnen, von denen die erste alt, häßlich, Taback und Betel kauend, ihrer schönen jungen Gefährtin wahrscheinlich als Folie dienen soll, um deren Reize in noch besseres Licht zu setzen. Sie lassen sich erst einen Augenblick nieder und beginnen die Toilette für den Tanz zu machen. Die Alltagskleider werden ab- und ein sehr weites Kleid mit kurzer Taille von braunem Seidenstoff angelegt, das von den Hüften in unzähligen Falten bis auf die Mitte des Unterschenkels hinabfällt, enge Höschchen von dunklem Stoffe verhüllen den übrigen Theil des Beines, so dafs nur Gesicht, Schultern, Arme und Füße entblöfst sind. Ein großer rother Shawl von schwerem Seidenzeuge, mit golddurchwirkter Borte dient beim Tanze zum Coquettiren und Pantominienspiel, silberne Ketten, 6 bis 7 mal oberhalb der Knöchel um das Bein geschlungen, begleiten die Musik mit ihrem Klirren. Der Tanz selbst bewegt sich nach dem Rhythmus der Musik bald in langsamen, bald in schnelleren Bewegungen und Drehungen und wird von dem Gesange der beiden Tänzerinnen nach ziemlich einförmigen Melodien begleitet; die Alte übernahm dabei den Alt, die Jüngere den Sopran. Was den Inhalt der Lieder betrifft, so blieben wir leider aus Unkenntnis der Hindostansprache darüber in Dunkelheit, doch sollen die Lieder meistentheils von Liebesabenteuern handeln. — Die Tänzerinnen wenden sich dabei oft an einzelne Zuschauer und singen ihnen mit freundlich lächelnder Miene einige Verse ihres Liedes gerade in das Gesicht hinein. Aufser diesen poetischen Ergüssen wurden noch Pantominen aufgeführt; so liefs das Mädchen unter andern einen Drachen steigen, holte ihn wieder ein und begleitete ihr ausdrucksvolles Gebhardenspiel mit recht graciösen Bewegungen der Arme und zierlichen Drehungen und Schwenkungen des ganzen Leibes; Alles hält sich in den Grenzen des Anstandes, und man gewahrt Nichts, was dem Bilde entspricht, das man sich bei uns von einem Bajaderentanze macht. Der rothe Shawl spielt eine Hauptrolle, er liegt bald in zierlichen Falten über die Schultern, bald umhüllt er die ganze Gestalt wie ein Schleier, kurz er ist in fortwährender Bewegung, und trotzdem er neidisch den Blicken oft Alles entzieht, ist er doch eine angenehme Zugabe in den Händen

der hübscheren, jüngeren Tänzerin, die sowohl durch ihr Aeuferes, als durch ihr lebhaftes Mienenspiel unser Interesse fesselte. Eine andere Quelle der Unterhaltung für uns waren die beiden Musiker; der eine ein wohl 6 Fufs langer, weiß behemdeter bärtiger Hindi begleitete auf seiner kleinen, mit einer Menge Saiten bezogenen, sonderbar geformten Guitarre Tanz und Gesang und spielte den *maitre de danse*, den Souffleur, und fiel von Zeit zu Zeit als Chorns ein. Er schien an den Rockschofs der kleinen Tänzerin geheftet zu sein, denn er ging ihr vor und rückwärts auf Schritt und Tritt nach und klimperte mit der ernsthaftesten Miene auf seinem Instrument. Sein kleiner College, ein unersetzter Bursche, war nicht minder sehenswerth; er schlug die Trommeln, von denen er zwei von 6—7 Zoll Durchmesser in einen weißen Shawl eingewickelt, um den Leib befestigt trug. Es war unendlich spaßhaft zu sehen, wie er die Trommeln vor seinem Bauche mit den gelben Fingern bearbeitete und bei Kraftstellen, wenn er mit dem Ballen der Hand aufschlug, die Augen schwärmerisch zum Himmel verdrehte. Er hatte sich die Alte zum Leitstern auserwählt, und gab in der Beharrlichkeit, in ihrem Kielwasser zu segeln, dem Gitarrenspieler nichts nach. So dauerte der Tanz mit nur kurzen Unterbrechungen wohl die ganze Nacht fort. Da Jeder an diesem Tage freien Eintritt hatte, war der Saal nach und nach beinahe ganz gefüllt, und der Platz für die agirenden Personen immer mehr beschränkt worden; Araber, Hindis, Banjanen, alles safs bunt durcheinander und an der Thür standen die Neger, Kopf an Kopf gedrängt; der Saal enthielt soviel Menschen, als er nur irgend fassen konnte. In Folge dessen herrschte denn auch trotz der offenen Fenster eine beinahe unerträgliche Hitze, die wir nur durch unsere kleinen Fächer mildern konnten, von denen Jeder beim Beginn der Unterhaltung einen zur Disposition bekam. Gegen 11 Uhr hatten wir des Vergnügens genug und entfernten uns, nachdem wir der hübschen Kleinen ein Geschenk gemacht, aber die übrigen Zuhörer blieben jedenfalls noch viel länger da; die Hindis und Banjanen sind solche Freunde dieser Unterhaltung, daß sie ganze Nächte lang still sitzen, zuhören und zusehen können.

Diese Mädchen kommen meistens von Bombay auf Aventure nach Zanzibar, tanzen, singen, sind auch sonst nicht allzu spröde und kehren nach einigen Jahren mit recht ansehnlichen Ersparnissen in ihre Heimath zurück; sie lassen sich sehr gut bezahlen, ein Abend kostet in der Regel 15—20 Dollars und sie kommen auf Verlangen auch zu Europäern.

Am Tage nach dem eben beschriebenen Feste pflegen die Banjanen ihren Geschäftsfreunden als Geschenk einen Teller mit Candiszucker, oder mit Backwerk zu übersenden, das indess so aufseror-

dentlich süß und voll *Ghee* ist, dafs man es gar nicht geniefsen kann. Andere Festtage, wie solche noch in Menge existiren, feiern die Banjanen nicht, wenigstens nicht öffentlich, sondern nur unter sich durch Gastmähler, von denen sie grofse Freunde sind. Selbst ihre Sonntage unterscheiden sich durch Nichts von den gewöhnlichen Tagen; das Geschäft geht diesen Leuten über Alles und wird Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein getrieben.

Die Banjanen wohnen wie die Hindis in der Mitte der Stadt, aber meist in den nahe am Strande gelegenen Strafsen; eine derselben beginnt auf Schangani; sie ist schmal, schmutzig, und zieht sich, obwohl vielfach gekrümmt, beinahe durch die ganze Stadt. Zu beiden Seiten liegen die Verkaufsläden, kleine dunkle Löcher voll Unrath aller Art. Der Inhaber sitzt gewöhnlich in dem kleinen Nebenstübchen oder im Laden selbst auf einer mit gepolsterten Rollen umgebenen Matte und vor ihm steht ein kleiner mit messingenen Bändern beschlagener Kasten, der die Briefe, Handlungsbücher und Baarschaft des Kaufherrn enthält. Kommt man des Morgens vor 7 Uhr durch eine dieser Strafsen, so sitzt alles vor den Thüren, geniefst die hier nicht allzu frische Morgenluft, und reinigt und putzt sich mit einem kleinen Stückchen Holz, das von einem hier wachsenden Strauche kommt, sorgfältig die Zähne. So leben die Banjanen hier still und friedlich, ein Kaufmannsvolk, von dem jeder einzelne Zanzibar als den Ort betrachtet, wo er sein mitgebrachtes Capital verwerthen will, als den Boden, auf dem seine rastlose Thätigkeit ihre reiche Erndte bringen soll; sie gehen und kommen sich in bestimmten Zeiträumen periodisch immer wieder erneuernd, und die Abreisenden überlassen den neuen Ankömmlingen das Feld zur weiteren Ausbeutung. Da sie aufserordentlich sparsam leben, wenig für ihre eigenen Bedürfnisse brauchen, gelingt es ihnen auch meistens nach einer Reihe von Jahren mit einem mehr oder minder grofsen Vermögen in die Heimath zurückzukehren. Nur wenige giebt es, die nicht dies als das Endziel ihrer Mühe erachten, sondern die Tage ihres Alters hier in der Fremde unter einer Bevölkerung, die sie gewissermaafsen verachtet, beschließen wollen.

---

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1860

Band/Volume: [NS\\_8](#)

Autor(en)/Author(s): Quaas E.

Artikel/Article: [XIII. Die Bewohner Zanzibar's. 331-365](#)